



Lena Wilde

Weiter im aufrechten Gang

Roman

1. Auflage: November 2013

© Lena Wilde

Druck: Buchdruck Jürgens, Hamburg

Papier: Alster Werkdruck

Umschlaggestaltung: Marcel Trauzenberg

ISBN 978-3-00-043894-3

1. Kapitel

Anders als früher geht Viktor Hieronymus Ritter heute nicht mehr allzu oft auf die Straße. Doch wenn er es tut, folgen ihm die verstohlenen Blicke bis zur nächsten Straßenecke. Dabei ist er nicht einmal besonders auffällig. Ein großer Mann, das schon – auch wenn das Alter ihn bereits ein paar Zentimeter gekostet hat. Aber ansonsten sticht nichts an ihm hervor. Seinen Kopf bedecken dichte, inzwischen grau gewordene Locken, die ihm manchmal in die Augen fallen, und er bevorzugt einen schlichten Kleidungsstil mit viel Grau, viel Blau, viel Braun und allen Nuancen dazwischen. Es wäre ein Leichtes, diesen um so viel Unauffälligkeit bemühten Mann zu übersehen, wäre da nicht sein Gesicht. Viktor ist kein Unbekannter. Nicht in München, wo er geboren wurde und immer noch lebt, und auch woanders nicht.

Er hat es zu einer gewissen Bekanntheit gebracht, vor ziemlich genau fünfzig Jahren. Man kennt seinen Namen seitdem auf der ganzen Welt – durch die vielen Zeitungsartikel und die Beiträge im Fernsehen und im Radio. Ganz zu schweigen von all dem, was sie im Internet über ihn geschrieben haben und es bis heute noch tun, seine Freunde, seine Feinde, seine Gönner und all die Spinner.

Das Spektrum der Urteile über Viktor ist groß und reicht von Vergötterung bis Verabscheuung. Früher, als Viktor noch ein junger Mann war, hat ihn das Nerven gekostet, dieser ständige Wechsel zwischen Verlegenheit und Verärgerung. Inzwischen berührt es ihn nicht mehr. Viktor ist zu dem Schluss gekommen, dass es aus irgendwelchen Gründen ein Ding der Unmöglichkeit ist, ihn

neutral zu beschreiben. Damit kann er leben. Überhaupt: Viktor ist richtig gleichmütig geworden.

Ich habe Viktor kennengelernt, als er noch nahezu unbekannt war. In München besaß er zwar schon damals eine gewisse Bekanntheit, doch bereits ein paar Städte weiter konnte niemand mit seinem Namen etwas anfangen. Und dann hat sich in kürzester Zeit alles geändert, einfach alles. Fünf Jahrzehnte sind seitdem verstrichen. Je mehr Jahre ins Land gehen, desto schwerer fällt es Viktor zu glauben, was damals passiert ist. Zu groß kommt es ihm vor, beinahe utopisch. Aber selbst als Utopie wäre es ihm noch zu groß. Manche behaupten, er habe Geschichte geschrieben. Doch er fragt sich, ob man das wirklich so sagen kann. Übertreiben die anderen? Oder untertreibt er selbst? Viktor ist unschlüssig, immer noch.

Vor Kurzem hat ihm ein Freund von früher eine Präsentation aus dem Geschichtsunterricht seines Sohnes zugeschickt. Wir haben sie uns auf Viktors Zimmer gemeinsam angesehen. Neugierig und auch ein bisschen ungeduldig ging er Seite um Seite auf seinem Lesegerät durch, bis er bei 2011 angelangte. Dort war ein Foto von Viktor abgebildet, mit Ende zwanzig, als seine Locken noch dunkelblond waren. Der dazugehörige Text war kurz und prägnant. Viktor hatte das Gefühl, ihn schon tausendmal gelesen zu haben.

Dennoch kommt ihm seine eigene Geschichte unwirklich vor. Er blickt zurück und sieht die Ereignisse nur verschwommen, die andere so klarsichtig beschreiben. Das mag auch an seinem Alter liegen. Denn obwohl man es ihm nicht ansieht: Viktor steht kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag. Oft bekommt er von anderen Menschen zu hören, dass er immer noch eine gewisse Jugendlich-

keit ausstrahle, und man erkundigt sich gern augenzwinkernd nach seinem Geheimrezept.

Viktor sagt dann meistens: „Seit mein Alter mir egal ist, bin ich meinem Alter ebenso egal.“

Ich ahne, woher seine Gleichmütigkeit kommt. Viktor hat ja in den letzten Jahrzehnten nicht nur der Geschichte ein kleines Kapitel hinzugefügt, sondern auch eine Tochter großgezogen und ist Großvater eines inzwischen erwachsenen Enkelsohns. Eigentlich möchte er abschließen mit seiner bewegten Jugend, aber er wird zu oft danach gefragt. So wie zu Jahresbeginn. Das Jahr 2061 hatte gerade erst begonnen, die zertretenen Reste der Böller und Raketen säumten noch den Straßenrand, da erhielt Viktor eine Nachricht von seinem Enkel Felix, der in Berlin studierte.

Felix überraschte Viktor mit einem Vorschlag: Er würde gern seine Biografie verfassen. Ob Viktor damit einverstanden sei. Viktor war zunächst wenig begeistert von der Vorstellung, ein ganzes Buch drehe sich nur um seine Person. Also rief er Felix an, um ihm diese Idee schleunigst wieder auszutreiben.

„Ein ganzes Buch willst du über mich schreiben? So viel gibt es zu mir doch gar nicht zu sagen. Im Übrigen ist bereits alles Erwähnenswerte gesagt worden, nur halt noch nicht von jedem“, grummelte er ins Telefon, in der Hoffnung, das Gespräch würde damit kurz und in seinem Sinne verlaufen.

Doch Felix ließ sich nicht beirren. „Es ist wichtig, daran zu erinnern. Um zu verstehen.“

„Um was zu verstehen?“

„Nun, warum unsere Gegenwart so ist, wie sie ist. Es hätte doch auch alles ganz anders kommen können.“

„Es kann aus tausend Gründen immer alles anders kommen.“

„Mag sein, aber du bist ein entscheidender Grund. Ich glaube, viele Menschen würden gern mehr von dir erfahren.“

„Hm.“

„Von dir lernen.“

„Hmm.“

„Vielleicht lernst du noch etwas über dich selbst.“

„Mm-hmm.“

Sie sprachen noch ein paar Minuten über dieses Vorhaben und als das Telefonat beendet war, hatte Viktor zugesagt, sich auf ein paar längere Interviews einzustellen. Dafür wollte Felix in den Semesterferien zu ihm nach München kommen.

Viktor bereitet sich seitdem akribisch auf das erste Gespräch mit Felix vor: Immer wieder kramt er in seinen Kisten mit Fotos und Artikeln, um sich jene aufregenden Tage noch einmal vor Augen zu führen. Er möchte in den Interviews um keine Antwort verlegen sein, denn Felix hält ihn natürlich für einen Experten seiner Vergangenheit. Viktor selbst aber sagt, dass sein Leben ihm wie die abenteuerliche Geschichte eines Fremden vorkommt, die man ihm mit Flüsterstimme vorliest und die ihn staunen lässt.

~~~ ~~~ ~~~

Es war eine frühlingshafte Nacht irgendwann im Jahre 2011, das sein Schicksalsjahr werden würde. Aber das wusste Viktor da noch nicht, sonst hätte sein Herz sicher nicht so ruhig geschlagen. Stockdunkel war es, doch Viktor hat wie so oft nicht recht in den Schlaf gefunden. Also war er wieder aus dem Bett gestiegen und zur Druckerei hinaus gefahren, obwohl es dort um diese Uhrzeit eigentlich nichts für ihn zu tun gab. Doch irgendetwas zog ihn in die graue Halle, in der

es schwer nach Druckerfarbe und Männerschweiß roch. Viktor wählte seinen Stammplatz oben auf der Empore, stützte die Ellenbogen auf dem Geländer ab und ließ seinen Blick über die Abläufe unter sich schweifen.

Dort am Boden liefen die Mitarbeiter der Nachtschicht geschäftig zwischen den kolossalen Maschinen umher. Ihre Verständigung bestand nur aus kurzen Zurufen und Handzeichen, die sich von oben betrachtet nicht immer entschlüsseln ließen. Die Leute hielten den Betrieb am Laufen, während der Rest der Stadt in tiefem Schlummer lag. Über ihren Köpfen schossen die frisch gedruckten Zeitungen und Magazinseiten ratternd wie auf einer Achterbahnfahrt an den geschwungenen Schienen entlang. So schnell kamen sie daher gerauscht, dass man selbst die größten Überschriften nicht mehr entziffern konnte. Alles vermischte sich zu einem einzigen bunten Strudel.

Viktor wusste, dass auch Ruben sich irgendwo dort unten herumtreiben musste, konnte ihn aber nicht entdecken. Ruben war der einzige Mitarbeiter, den Viktor wirklich gut kannte. Minutenlang suchte er die Halle nach ihm ab. Ein paar Mal meinte er kurz, ihn erkannt zu haben, aber dann war es bloß einer der vielen anderen dunkelhaarigen Männer, die in der Nachtschicht arbeiteten.

Irgendwann ermüdeten seine Augen und hafteten sich wieder an die Zeitungen, so wie man unwillkürlich auch an anderen rotierenden Dingen hängen bleibt, an Waschmaschinentrommeln zum Beispiel.

Eines Tages würde Arthur Ritter seinem Sohn das gesamte Unternehmen übertragen, zu dem neben der Druckerei auch ein Verlagshaus gehörte. Daran musste Viktor oft

denken. Er hatte sich bisher nicht richtig an diese Vorstellung gewöhnen können, obwohl ihm mit Ende zwanzig die Übergabe bald bevorstehen konnte. Arthur Ritter war schon über sechzig und damit in einem Alter, in dem auch andere Menschen aus guten Gründen in den Ruhestand treten. Er bewältigte seine langen Tage häufig nur noch mit pharmazeutischer Unterstützung.

Immer dann, wenn Arthur Ritter in der kühlen Jahreszeit mal wieder an einem Infekt laborierte, wachte auch Viktor nachts schweißgebadet auf aus dem Traum, sein Vater hätte überraschend das Zeitliche gesegnet und von einem Tag auf den anderen säße er selbst, hilflos und klein, in einem übergroßen Bürostuhl und hätte mehr Fäden in der Hand als Finger daran. Die Vorstellung, der einzige Erbe in der Familie zu sein, war für Viktor tagsüber zwar erregend, nachts hingegen oft beängstigend.

Es gab das Unternehmen der Familie Ritter seit 1950 und man nannte es gern ein Traditionshaus, wenn man davon sprach. Viktors Großvater hatte nach dem Zweiten Weltkrieg von den amerikanischen Besatzern eine Lizenz zum Verlegen einer Zeitung erhalten. Damit fing es an. Gut sechzig Jahre später besaß die Familie Ritter ein Medienunternehmen in Form einer Aktiengesellschaft, mit etlichen Zeitungen und Zeitschriften sowie zahlreichen Beteiligungen auf der ganzen Welt. Arthur Ritter war eine der reichsten Persönlichkeiten Deutschlands. Da die Familie Ritter jedoch, anders als ihr Hauptgeschäft es vermuten lässt, recht medienscheu war, wusste man in der Öffentlichkeit nicht viel über ihre privaten Verhältnisse.



Zum sichtbaren Besitz der Familie gehörte das große Areal im Norden von München, auf dem neben der Druckhalle auch das zehngeschossige Verlagsgebäude stand, in dessen Glasscheiben sich das Sonnenlicht so stark spiegelte, dass es einem in die Augen stechen konnte. Jeden Morgen füllte sich der große Parkplatz mit Limousinen, Mittelklassewagen, Schrottkisten und Fahrrädern, die am Abend in umgekehrter Reihenfolge wieder verschwanden.

Wenn es nichts Wichtigeres zu tun gab, beobachtete Viktor diese Fluktuation von seinem Bürozimmer im zehnten Stock aus. Er schaute sich die Dinge gern von oben an, weil er meinte, sie so besser verstehen zu können.

Vor dem Hintergrund seiner Herkunft war Viktors Freundschaft zu Ruben durchaus als unstandesgemäß zu bezeichnen, denn Ruben war nur ein gelernter Drucker aus einfachen Verhältnissen. Er hatte keine reichen Eltern, keinen Privatschulabschluss und keine nennenswerten Tischmanieren. Ihre Freundschaft war Arthur Ritter daher schon immer ein Dorn im Auge gewesen, denn er hatte große Pläne mit seinem Sohn und wollte jeden andersartigen Einfluss auf ihn vermeiden. Früher hatte er Viktor mit Kindern aus ähnlichen Kreisen zusammengebracht. Viktor erzählte mir, wie er in seinem großen Spielzimmer oft adrett gekleideten Gleichaltrigen gegenüber gestanden und fieberhaft nach einer Möglichkeit gesucht hatte, sie mit irgendetwas zu beschäftigen.

Sein Vater hätte nur allzu gern einen solchen ausgewählten Freund an Viktors Seite gesehen. Einen, der seine väterlichen Erziehungsziele mit freundschaftlichen Mitteln fortsetzte. Aber darauf nahmen Viktor und Ruben keine

Rücksicht. Ruben war in kürzester Zeit Viktors engster Vertrauter geworden. Eine Stelle, die in Viktors Leben mangels geeigneten Personals bis dahin unbesetzt gewesen war.

Mit seiner unbekümmerten Art hatte Ruben Viktor einiges voraus: Er lebte konsequent in der Gegenwart und kostete das Leben im Rahmen seiner begrenzten Möglichkeiten voll aus, wobei ihm sein südländisches Temperament behilflich war. Ich glaube, was Viktor an seinem Freund so schätzte, war genau das, was sein Vater an ihm verabscheute: seine Herkunft und die daraus resultierende Unterschiedlichkeit.

Rubens Eltern waren kurz nach seiner Geburt mit ihm und seiner älteren Schwester aus Spanien nach Deutschland eingewandert, um sich hier, fernab der wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihres Heimatlandes, ein besseres Leben aufzubauen. Obwohl Rubens Vater ein studierter Mann war, wurde er nirgends angestellt. Man akzeptiere seine Referenzen nicht.

Ich stelle mir diese Erfahrung entsetzlich ernüchternd vor. Gewiss hätten viele andere in dieser Lage recht bald das Handtuch geschmissen. Doch statt zu verzagen, spuckten Rubens Eltern in die Hände und eröffneten im Münchner Studentenviertel eine spanische Weinstube, die schon nach kurzer Zeit in allen Reiseführern wärmstens empfohlen wurde.

Man musste ein paar Steinstufen hinuntersteigen, um in das Lokal zu gelangen. Richtig hell wurde es dort unten nie. Dennoch verbreitete der Gastraum durch seine sonnig gelbe Wandfarbe eine warme, einladende Atmosphäre, die verstärkt wurde von den rustikalen Hängelampen und den zahlreichen Kerzen auf den Tischen. Die Stimmung in der

Weinstube war meistens heiter, aber ich meine, sie war immer auch ein bisschen sehnsüchtig, erinnerte dieser Ort doch fortwährend daran, dass man sich in der Fremde befand und dass die Welt außerhalb dieses Raumes eine andere war.

Viktor stand seit über einer Stunde auf der Empore. Da er Ruben immer noch nicht erblicken konnte, schaute er sich die Mitarbeiter genauer an. Einige kamen ihm bekannt vor, weil sie einen gewissen Wiedererkennungswert besaßen. So wie der Kräftige mit dem eintätowierten Reptil, das ihm hinten aus dem Kragen seines Hemdes zu kriechen schien, als wollte es seinen fast kahlen Kopf erklimmen. Er war bei jeder Begegnung mit einem Kollegen zum Scherzen aufgelegt. Sein derbes Lachen schwappte dann jedes Mal wie eine donnernde Bugwelle durch die Halle und ließ die restliche Belegschaft kurz aufschauen und mitlachen.

Oder der dünne, blasse Kerl mit den tiefen Augenringen, der nie ein Wort mit den anderen wechselte. Viktor hatte ihn auch noch nie lachen oder wenigstens lächeln sehen. Wann immer der junge Mann Viktor erblickte, schickte er ihm einen missbilligenden Blick entgegen, als sei Viktor für seine betrübliche Gefühlslage höchstpersönlich verantwortlich. Niemand wusste, was ihn bedrückte.

Und nicht zu vergessen der ältere Herr mit dem wirren, grauen Haar, der schon kurz vor der Rente stehen musste. Er hatte immer einen bunten Bleistiftstummel hinter dem einen Ohr und eine selbstgedrehte Zigarette hinter dem anderen. Meistens suchte er eines von beidem leise fluchend.

Auch wenn Viktor ihn nicht sehen konnte, erkannte er ihn an seinem markanten Husten: einem rasselnden, verschleimten Raucherhusten. Manchmal war er kurz davor, den Notarzt zu rufen, wenn er den Mann so husten hörte. Doch es schüttelte den Alten nur für ein paar Sekunden kräftig und dann machte er weiter, als habe es ihn bloß kurz gejackt. Wir haben zähe Kerle hier in der Druckerei, dachte Viktor, als er sie dort unten um diese Uhrzeit arbeiten sah. Sie schleppten wohl alle ihr Bündel Sorgen mit sich durch die Nacht, waren in Gedanken womöglich bei der letzten Mieterhöhung, der Ehekrise oder den schlechten Schulnoten ihrer Kinder, fragten sich vielleicht, welche Mühen das Leben wohl noch für sie bereit hielt – und arbeiteten trotzdem ohne Pause durch.

Obwohl Viktor dergleichen nicht laut sagen durfte, war ihm doch klar, dass er das nicht gekonnt hätte: auf diese Weise malochen, Tag und Nacht. Für einen Lohn, der vermutlich nur knapp bis zum Monatsende reichte. Und bei Aussichten, die mehr als unsicher waren, denn regelmäßig rollten die Kündigungswellen auch durch ihre Reihen.

Vielleicht hatte der dünne, blasse Kerl genau das im Hinterkopf, wenn er Viktor so ansah. Er hielt ihn womöglich für die ausführende Hand, wenn demnächst wieder Kündigungen ausgesprochen würden. Doch noch war Viktor weit davon entfernt, eigene Entscheidungen zu treffen. Noch lenkte sein Vater das Unternehmen, ohne sich reinreden zu lassen.

Hätte Viktor erst einmal das Sagen, so wollte er als erste Amtshandlung die Löhne erhöhen. Das sei ohne Weiteres möglich, sagte er, schließlich kannte er die Zahlen: Das Unternehmen war erfolgreich und fuhr Jahr für Jahr Million-

engewinne ein. Die kamen aber nicht bei denen an, die sie mit ihrer Arbeitskraft erwirtschafteten. Das Geld war vorhanden, es könnte allen ein auskömmliches Einkommen bescheren, man müsste es nur anders verteilen wollen – und Viktor wollte das, er betonte es immer wieder.

Sehnsüchtig wartete er auf den Tag, an dem er den Niedriglöhnern dort unten eine Freude machen könnte, denn seine Dankbarkeit war ehrlich und ernst gemeint. Viktors Wunsch hieß gegenseitige Loyalität. Er war sehr unzeitgemäß, das wusste er, aber er hielt dennoch daran fest. Dies war seine heimliche Mission, deren Erfüllung er mit wachsender Ungeduld entgegenfieberte.

Sein Vater war von den Ansichten seines Sohnes wenig begeistert. Hörte er Viktor auf diese Weise reden, so entgegnete er ihm oft mit einer Art Allzweckwaffe, das sei doch naiv und Viktor verstünde nichts von diesen Dingen. Eine Zeit lang dachte Viktor wirklich, sein Vater könnte Recht haben. Vielleicht war er naiv.

Doch eines Tages vollzog dieses Wort in seinem Kopf einen entscheidenden Bedeutungswandel: Er fasste es nicht mehr als Schimpfwort auf, sondern als Kompliment.

Ich habe Viktor nie für naiv gehalten, gleichwohl habe ich mich manchmal gefragt, ob man mit so unzeitgemäßen Erwartungen erfolgreich sein und glücklich werden kann, schließlich rennt man damit andauernd gegen Widerstände an. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das an Viktors Stelle ausgehalten hätte.

Doch Viktor war schon immer ungewöhnlich geradlinig, jemand, der sich nicht verbiegen ließ, egal welche Kräfte auf ihn einwirkten. Ich habe vor ihm noch keinen Menschen

getroffen, dem ein so ausgeprägter Gerechtigkeitssinn in den Knochen steckte – außer vielleicht meine Schwester Ines. Wir kommen allerdings auch aus einem linksalternativen Lehrershaushalt, da ist das nicht weiter überraschend. Aber Viktor wollte aus sich heraus und ohne ein Vorbild dafür zu haben, dass man in seinem Familienunternehmen stolz aufeinander ist: er auf die Leistungen seiner Mitarbeiter, sie auf sein Entgegenkommen. Er wollte, dass man zusammenhielt, in guten wie in schlechten Zeiten. Dass die Mitarbeiter kräftig mit anpackten, wenn es sein musste, und er sich im Gegenzug für sie einsetzte, wenn es hart auf hart kam.

Mit diesen Überzeugungen folgte er der Tradition seines Großvaters, der das Unternehmen gegründet hatte, als die Stadt noch in rauchenden Trümmern lag und es einen Mangel an allem gab, nur nicht an Herzblut. Für seine aufrichtige Art war der alte Herr Ritter in der ganzen Stadt bekannt gewesen.

Vom Karlsplatz bis zum Viktualienmarkt hätten ihm die Menschen die Hand geschüttelt und ihren Respekt ausgesprochen, hieß es. In seiner Vorstellung sah Viktor seinen Großvater stolz und bescheiden zugleich in einem dunklen Dreiteiler flanieren, diesen großgewachsenen Mann aus einer anderen Epoche, den er nur von schwarz-weißen Fotografien kannte.

Doch Arthur Ritter war trotz direkter Abstammung aus einem anderen Holz geschnitzt. Er legte keinen erkennbaren Wert darauf, in der Stadt seiner Kundschaft zu begegnen. Tag für Tag ließ er sich in seiner verdunkelten Limousine von seiner Residenz am Starnberger See zum Verlagshaus fahren und wieder zurück. Vielleicht ahnte er, dass er auf der

Straße nicht nur mit Komplimenten zu rechnen hätte. Das Unternehmen war seit den Nullerjahren immer stärker in die öffentliche Kritik geraten.

Ines hat Viktor, wie es so ihre Art ist, einmal ganz offensiv darauf angesprochen. „Ich sage es ungern“, stellte Viktor daraufhin klar, „aber für meinen Vater ist nur entscheidend, dass er am Ende des Jahres vor den richtigen Leuten die richtigen Zahlen präsentieren kann. Dass sein Ansehen dabei im Rest des Landes rapide abnimmt, bemerkt er gar nicht. Er sieht Fehler nur, wenn sie sich in Zahlenwerten ausdrücken lassen.“

Einmal titelte das größte Nachrichtenmagazin des Landes – das einem anderen Verlag zugehörig ist – in großen Lettern: „Traditionsverlag Ritter – wie viele Sparrunden sind eigentlich möglich?“ Man konnte als Beobachter in der Tat den Eindruck gewinnen, dass die Führung des Unternehmens dieser Frage empirisch nachgehen wollte.

Kurz vor dem Ende der Nachtschicht, als Viktor bereits von der Empore herabgestiegen war, hatte er Ruben doch noch entdeckt: Er stand mit einigen Kollegen in einem Nebenzimmer um den Kaffeeautomaten, ohne den es die Lebensform des Nachtarbeiters wohl nicht geben könnte. Viktor zog sich auch einen Becher, wohlwissend, dass der Kaffee ihm nicht schmecken würde.

Der Rheinländer mit dem Reptil ulkte: „Wenn Sie auch davon trinken, dann kann die Brühe ja nicht giftig sein!“ Viktor war sich da nicht so sicher. Gewiss waren versierte Lebensmitteldesigner längst in der Lage, aus Industrieabfällen braunes Pulver mit Kaffeegeschmack herzustellen

und die toxischen Nebenwirkungen so weit herabzusenken, dass man außer einem kurzen Aufstoßen nichts bemerkte. Die Männer prosteten sich im kalten Schein des Neonlichts zu, für einen Augenblick wie eine verschworene Schicksalsgemeinschaft. Wie die Besatzung einer Raumkapsel, die im Schlingerkurs einer ungewissen Zukunft entgegensteuert und deshalb noch im geringsten Standard einen Genuss empfindet, denn wer weiß, was morgen ist. Und ob es überhaupt ein Morgen gibt.

Draußen auf dem Parkplatz stand die Sonne schon fast auf Augenhöhe, als Ruben und Viktor mit kleinen Augen aus der Druckerei traten. Ein neuer, rosiger Tag entkleidete sich zögerlich über den ziegelroten Dächern Münchens. Irgendwo in der Ferne läuteten Kirchenglocken, untermalt von dumpfem Motorenbrummen, denn der morgendliche Berufsverkehr kam bereits langsam ins Rollen. In der Luft lag ein leichter Hochnebel, den die Sonne in wenigen Stunden weggebrannt haben würde, um für den Rest des Tages das Firmament zu beherrschen.

Ruben stieg, ohne viele Worte zu verlieren, in seinen altersschwachen Golf, den er immer dreimal starten musste, bis er sich in Bewegung setzte, und Viktor in das völlig überzogene Geburtstagsgeschenk seines Vaters, das auf Knopfdruck fahrbereit war. Die Freunde fuhren getrennter Wege nach Hause. Ruben in unsere Wohngemeinschaft im Studentenviertel und Viktor in einen Neubau in der Schwedenstraße, direkt neben dem Englischen Garten gelegen. Schneeweiß gestrichen, mit Balkon und Terrasse zu der Parkanlage hinaus – ein kleines Paradies, das im Sommer vor lauter Blüten und Blattwerk nicht von außen einzusehen



war. Während in der Wohngemeinschaft fast jeden Abend die Türen für Freunde und Bekannte offen standen, verkehrte in der Schwedenstraße spät abends ein privater Sicherheitsdienst mit starken Taschenlampen, der ungebetenen Besuch fernhalten sollte.

## 2. Kapitel

Ausgerechnet Arthur Ritter hatte das erste Aufeinandertreffen von Viktor und Ruben arrangiert, natürlich ohne zu ahnen, was sich daraus noch entwickeln würde. Er hatte seinem Sohn nach dem Studium als erste eigenverantwortliche Aufgabe im Unternehmen die Betreuung der neuen Auszubildenden übertragen.

Viktor hatte also seinen ersten Ausbildungsjahrgang in der Druckerei begrüßt, eine Truppe von vielleicht zwanzig Leuten, überwiegend Männer, die meisten nur wenige Jahre jünger als er. Doch Viktor fühlte sich in seinem Anzug und frisch vom Friseur um Jahrzehnte älter als die jungen Leute vor ihm, die ihn höflich siezten und ihre Fragen vor Verlegenheit umständlich formulierten.

Ruben war ein eher kleiner Kerl mit schwarzbraunem Haar und er wäre Viktor vielleicht gar nicht aufgefallen, hätte er sich beim ersten Rundgang durch die Druckerei mit seinen Kommentaren zurückgehalten. Doch Zurückhaltung

war generell nicht Rubens Art. Er hatte das Talent, Banales so zu kommentieren, dass Viktor sich vor Lachen hätte wegwerfen können. Obwohl dieser angehende Druckerlehrling mit seiner sonnengebräunten Haut und den hochgekrempten Hemdsärmeln äußerlich das genaue Gegenteil von ihm darstellte, gab es unter dieser Oberfläche etwas, das sie verband und das Viktor bis dahin bei keinem anderen Menschen entdeckt hatte.

Ruben allerdings brauchte etwas länger, um das Potenzial einer Freundschaft zwischen ihm und Viktor zu erkennen. Ich weiß, dass er Viktor in den ersten Monaten für einen hoffnungslos verzogenen Schnösel hielt. Dieses Detail habe ich bis heute für mich behalten, obwohl ich die starke Vermutung habe, dass Viktor mittlerweile herzlich darüber lachen könnte.

Die meisten Menschen, die Viktor von Berufs wegen oder durch die gelegentliche Erwähnung seines Namens in der Münchner Boulevardpresse kannten, vermochten nicht, ihn einfach wie den netten jungen Mann von nebenan zu behandeln, obwohl Viktor sich große Mühe gab, genau so auszusehen: Er ließ seine blonden Locken so lang wachsen, bis gewisse Personen sich mit Nachdruck darüber beschwerten, er trug gelegentlich einen Dreitagebart, aus Bequemlichkeit und weil er es ganz schick fand, und er vermied den üblichen Bürodress, wann immer er nur konnte.

Hatte Viktor die Freiheit zu wählen, entschied er sich schon damals am liebsten für schlichte Rollkragenpullover, die er in diversen gedeckten Farben besaß. Vielleicht gefiel es ihm, nach all den Jahren, in denen er von seinem Kinder-

mädchen eingekleidet worden war, Kleidung zu tragen, die keine weiterführende Aussage über seine Herkunft zuließ.

Dass Ruben sich wesentlich mehr Gedanken über sein Äußeres machte, war auf den ersten Blick zu erkennen. Trotz seines geringen Einkommens war er regelmäßig Gast in den angesagten Herrenboutiquen der Stadt und hatte wenig Verständnis für Viktors schlichten Kleidungsstil.

„Ich vermute“, analysierte Ruben, „du willst damit gezielt verhindern, dass du von Frauen angesprochen wirst.“

Da Viktor seinen Freund ernst nahm, selbst wenn er frech wurde, dachte er eine Weile über diese Worte nach. Aber er konnte Ruben beim besten Willen nicht recht geben. Frauen sprachen Viktor in jeder Lebenslage und unabhängig von seiner Bekleidung an: im Verlag, auf Tagungen, beim Bergwandern und sogar auf dem Viktualienmarkt, wo er häufig gedankenverloren zwischen den Obst- und Gemüseauslagen hin und her schlenderte, über mögliche Rezepte nachdachte und völlig vergaß, dass er ein halbwegs stadtbekanntes Gesicht mit sich herumtrug und viele Münchner Mütter sich nichts sehnlicher wünschten, als dass er ihre Tochter ehelichte. Viktor ließ sich oft genug auf unverbindliche Gespräche ein, aber eigentlich nur aus Höflichkeit. Eine Frau, die ihn wirklich begeisterte, war unter den Interessentinnen noch nicht dabei gewesen.

Wie dem auch sei, die meisten Gespräche, mit Menschen egal welchen Geschlechts, blieben aufgrund seiner Herkunft verklemmt oder affektiert – da konnten auch die Rollkragenpullover nichts ausrichten. Doch Ruben zeigte sich von Viktors Herkunft unbeeindruckt. Viktor fand es ausgesprochen sympathisch, dass sein bester Freund nicht mit

allzu großer Konsequenz erzogen worden war. Ruben neigte nicht zu überzogenem Respekt, er achtete keine Hierarchien und war nicht darauf aus, durch Anbiederung berufliche Vorteile zu erlangen. Ruben war durch und durch undiplomatisch. Für gemeinhin sprach er ungeniert aus, was er dachte, und manchmal sprach er auch, bevor er überhaupt zu Ende gedacht hatte. Das waren oft seine klarsten Momente. Ruben belehrte Viktor, er inspirierte ihn und er unterhielt ihn vorzüglich, vor allem, wenn es auf seine Kosten ging. Seine Kritik war Viktor Gold wert. Ruben betrachtete ihn aus einer anderen Perspektive und erweiterte damit seinen Horizont.

Viktor vertrat die Überzeugung, dass man sich selbst nicht erkennen kann ohne Außenansicht. Es braucht die Augen eines anderen Betrachters, und dieser Betrachter braucht zudem ein ehrliches Wesen und ein loses Mundwerk. Es ist keine Selbstverständlichkeit, einen solchen Freund an seiner Seite zu haben, das war Viktor bewusst.

Nachdem Ruben an Viktor auch eine sympathische Seite entdeckt hatte, nahm er ihn regelmäßig mit zu Feiern in unsere Wohngemeinschaft. Wir lebten dort zu viert, und wenn wir nicht gerade arbeiteten oder schliefen, dann feierten wir. Es genügte bereits, dass zwei von uns abends in der großen Küche aufeinander trafen und eine Weinflasche griffbereit in der Nähe stand. Schon klimpern die Gläser, Kerzen wurden angemacht, die Musik aufgedreht, und es dauerte nicht lange, bis wir dort alle beieinander hockten.

Manchmal kam auch Rubens Gloria hinzu, die seit Kurzem seine Verlobte war und noch bei ihren Eltern wohnte. Sie wartete nur darauf, dass in der Wohngemeinschaft eines

der Zimmer frei würde. Am Anfang wunderte Viktor sich über so viel Feierei ohne besonderen Anlass. Er suchte das Prinzip dahinter und konnte es nicht erkennen. Ruben nahm ihn schließlich zur Seite, um ihn aufzuklären.

„Weißt du“, begann er, „mit deinem analytischen Geist kommst du da nicht weiter. Es ist sinnlos zu fragen, was wir feiern.“

„Ihr feiert also grundlos?“

„Wir feiern, dass wir überhaupt noch feiern können. Wer weiß, vielleicht kommen demnächst sieben magere Jahre. Dann haben wir wenigstens schöne Erinnerungen, von denen wir uns erzählen können, während wir uns am Feuer die Hände wärmen.“

Fortan beschlich Viktor immer ein leichtes Gefühl der Beklommenheit, wenn er diese an sich heiteren und geselligen Abende mit uns verbrachte. Wir lachten zusammen, wir sangen, spielten und scherzten. Doch Viktor dachte immerzu: Sie tun es für die Erinnerung. Statt Träume und Pläne für die Zukunft zu entwickeln, tragen sie schöne Erinnerungen zusammen.

Wir mochten Viktor von Anfang an, er passte irgendwie zu uns. Mir war, als sei unser Freundeskreis erst durch sein Hinzukommen komplett geworden. Dass Ruben uns zunächst verschwieg, dass er den Firmenerben des Ritterkonzerns mitgebracht hatte – und wir ihn auch nicht als solchen erkannten –, tat sicher ein Übriges.

An unserem Verhältnis änderte sich aber auch kaum etwas, als wir es erfuhren. Nun ja, wir waren danach vielleicht nicht mehr ganz so eifrig dabei, ihm ausgelegtes Geld sofort zurückzuzahlen, weil er – anders als wir – nicht an der

Dispo-Grenze lebte. Ich bin überzeugt davon, dass auch Viktor sich auf Anhieb bei uns wohlfühlte. Bei uns konnte er die Erwartungen und Verpflichtungen, die für gewöhnlich an ihn gerichtet wurden, an der Garderobe aufhängen und zum Vorschein kam ein ganz normaler junger Mann mit simplen Gelüsten – nach einem kalten Bier, einem saftigen Stück Grillfleisch oder einem netten Mädchen auf dem Schoß.

Ich fotografiere seit meiner Jugend auf einem durchaus professionellen Niveau und als ich Viktor kennenlernte, war ich bereits fertig ausgebildete Fotografin. Doch ich hatte von Anfang an Schwierigkeiten, Viktor zu fotografieren. Seine Anwesenheit beunruhigte mich, aber nicht auf unangenehme Weise. Mir fehlten in seiner Nähe die Konzentration und die ruhige Hand, um gute Fotos zu schießen. Also habe ich ihn jedes Mal gezeichnet, nachdem er bei uns zu Besuch war.

Es gab diese gefühlt endlosen Münchner Sommer, deren Wochenenden wir als Dauergäste im Englischen Garten verbrachten, mit dem Rücken auf dem feuchten Gras, den Füßen im kühlen Eisbach und dem Blick in den blauen Himmel. Es waren Tage, an denen sich nichts zu bewegen schien, außer natürlich die Sonne in ihrem gemächlichen Lauf.

An solchen Tagen war mit allem oder nichts zu rechnen. Manchmal starrten wir nur gedankenverloren vor uns hin und es fiel über Stunden kein bedeutungsvollerer Satz als die Frage nach der Uhrzeit. Und manchmal entstanden bei ausufernden Gesprächen Ideen für großartige Filme, die unbedingt noch gedreht werden müssten, oder für Projekte, die wir endlich in Angriff nehmen wollten. Wir berauschten

uns an unseren Ideen. Was hatten wir für großartige Möglichkeiten, was könnten wir nicht alles in die Tat umsetzen! Wir könnten! Doch dann dachte jeder von uns an den nächsten Werktag und überlegte, welche Konsequenzen es hätte, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachging, und uns allen wurde klar, dass es sich nur um Spinnereien handelte – es sprach einfach immer mehr dagegen als dafür. Dennoch war es für uns eine tröstliche Illusion, dass man das Leben – wenn man nur stark genug wollte – von einem Tag auf den anderen völlig anders ausrichten könnte.

Der Freiheitsdrang unserer Gedanken stand in einem unübersehbaren Kontrast zur gefühlten Unfreiheit unseres Lebens. Ob Viktor mit seiner Herkunft oder wir mit unserem Leben zwischen Studium und Arbeitsmarkt – wir steckten doch alle in irgendeinem Schraubstock fest. Die Freiräume waren groß genug, um darin zu zappeln, aber entfliehen konnten wir nicht. Wer von uns hatte schon eine große Wahl? Viktor noch am ehesten, könnte man meinen – und dann auch wieder nicht.

Es musste wohl etwas zu bedeuten haben, dass wir einer Generation angehörten, der die bloße Illusion von Freiheit mehr wert war als die Freiheit an sich, denn sie erschien unerreichbar geworden zu sein, wie ein Relikt aus vergangenen Tagen.

Ich habe unzählige Fotos von unseren Treffen gemacht. Viktor hängte ein paar von meinen Bildern in seiner Wohnung auf, wo ihn unsere Gesichter schon morgens in der Diele angrinsten, wenn er sich für die Arbeit fertig machte: meine Schwester Ines mit ihrem herausfordernden Blick und dem burschikosen Kurzhaarschnitt. Und ihr Freund Thomas,

der meistens eher gequält lächelte und auf jedem Bild diese speckige schwarze Lederjacke trug, auch im Sommer. Und natürlich Ruben. Entweder allein mit einer bildfüllenden Pose oder Arm im Arm mit seiner Gloria, die ihn mit ihrer blonden Mähne manchmal halb verdeckte.

Viktor gestand mir einmal, dass er sich auf meinen Fotos kaum wiedererkenne. Ich solle es aber nicht als Kritik auffassen, fügte er sofort hinzu. Was er dort sah, war ein überraschend unbeschwert wirkender junger Mann mit etwas zu lange nicht geschnittenen Locken, der zwar aussah wie er, aber ein anderes Leben zu führen schien: Er war auf Wanderwegen im Allgäu zu sehen, saß Maßkrüge hebend auf Biergartenbänken und stand grinsend in flirrendem Diskolicht. Allmorgendlich schaute Viktor diesen jungen Mann an der Wand nachdenklich an, während er sich die Krawatte band.

Als Viktor zu uns stieß, kannten wir anderen uns bereits einige Jahre. Wir hatten durch die Wohnungssuche zufällig zueinander gefunden. Drei von uns studierten bereits, Ruben kellnerte und war noch mit der Berufsfindung beschäftigt. Wir alle suchten in dieser furchtbar teuren Stadt eine günstige Bleibe, deren Miete sich auch mit ein paar Nebenjobs finanzieren ließ.

In jener Vierzimmerwohnung im dritten Stock eines alten Schwabinger Häuserblocks, von dem die ockergelbe Farbe an manchen Stellen schon abplatzte, waren wir uns an einem Frühlingstag zu Semesterbeginn zum ersten Mal begegnet und hatten, ohne einander näher zu kennen, beschlossen,



von nun an Küche und Bad miteinander zu teilen, einen Putzplan aufzustellen und ein Haushaltsbuch zu führen.

Die Wohnung war bezahlbar, weil wir sie durch vier teilten. Der gesamte Häuserblock gehörte einer ausländischen Investmentgesellschaft, die uns vertraglich darüber informierte, dass die Miete jedes Jahr automatisch ansteigen würde.

„Dann müssen wir eben jedes Jahr ein bisschen mehr arbeiten“, hatte Ruben den Mietvertrag lachend kommentiert. Wir anderen lachten auch.

An unserem Leben nur die romantischen Aspekte aufzuzählen käme allerdings einer sehr einseitigen Betrachtung gleich. Wir hatten zwar davon gehört, dass es früher üblich gewesen sein soll, ein sogenanntes „süßes Studentenleben“ zu führen, doch diese Zeiten waren längst vorbei. Wir arbeiteten voller Fleiß einer Zukunft entgegen, in der man uns und unsere Fähigkeiten hoffentlich brauchen würde.

Gewiss war das nicht, und darum strengten wir uns alle noch ein bisschen mehr an, in der Hoffnung, dass es sich irgendwann auszahlen würde. Wir hatten unsere Stundenpläne, unsere Klausurphasen und unsere Abgabefristen. Unsere Nebenjobs, unsere Auslandsaufenthalte und unsere Praktika.

Ines war von uns allen am meisten beschäftigt und ständig unterwegs. Sie war an der Universität für Soziologie und Politik eingeschrieben und engagierte sich nebenbei auch für die Belange der Studenten. Wofür sie sich nicht schon alles eingesetzt hatte in ihren Reden: für aktuellere Bücher in der Bibliothek, für mehr Professorenstellen, für eine bessere technische Ausstattung und die Unterstützung armer Studenten

oder solcher mit Kind. Hatte sie eine Forderung erfolgreich durchgesetzt, stand in der Regel bereits die nächste an. Ines konnte ein Lied davon singen, dass Bildung, die man nicht lautstark einfordert, einem vor der Nase weggespart wird.

Ines' langjähriger Freund Thomas, der eigentlich eine Ausbildung als Elektriker abgeschlossen hatte, ging auch noch einmal an die Uni, um sich beruflich zu verbessern und vielleicht auch, weil seine Freundin ebenfalls studierte und es ihm unangenehm war, keinen Hochschulabschluss zu besitzen.

Ich erinnere mich an einen Abend in der Wohngemeinschaft, als Viktor und Thomas sich zum ersten Mal allein unterhielten. Da die Küchentür offen stand, konnte ich dem Gespräch unbeabsichtigt folgen. Im Beisein von Viktor kam der ansonsten eher wortkarge Thomas richtig ins Reden. Ich warf ein paar Mal im Vorbeigehen einen Blick in die Küche.

„Als Elektriker habe ich früher oft die Firma gewechselt“, berichtete Thomas. „Das Gehalt war klein und durch die vielen Wechsel auch unregelmäßig. Wie soll man damit in München wohnen und Miete zahlen? Alleine vielleicht. Aber Frau und Kinder bekommt man damit nicht satt.“

Viktor zeigte sich überrascht. „So konkret sind eure Pläne?“

Thomas nickte. „So konkret sind unsere Pläne, ja. Aber damals habe ich mich irgendwie untauglich als Mann gefühlt. Mit dem Studium wollte ich meine Berufschancen verbessern.“

Er drehte eine Zigarette zu Ende und befeuchtete die Enden mit der Zungenspitze. „Ich habe Architektur studiert,

bin ins Ausland gegangen, habe meine Praktika gemacht. Mein Lebenslauf ist drei Seiten lang.“

„Und, hat es etwas gebracht?“

„Ach“, machte Thomas nur und zündete sich die Zigarette an.

„Nach dem Abschluss habe ich ein Jahr lang vergeblich gesucht. Ines hat mir mit ihren Erwartungen auch ziemlich die Hölle heiß gemacht.“

Das konnte Viktor sich bestimmt lebhaft vorstellen.

„Und sie hat ja recht“, fuhr Thomas fort, „ich habe mindestens die gleichen Ansprüche. Aber irgendwie ist es mir nie gelungen, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Schau mich nur an.“

Viktor schaute ihn an. Vornübergebeugt saß Thomas da, die Stirn in Falten gelegt, ein müder, stumpfer Blick in den Augen, der ihn locker zehn Jahre älter wirken ließ. Seine hellbraunen Haare ließen bereits wachsende Geheimrats-ecken erkennen.

„Ich bin jetzt Anfang dreißig. Was sollte ich tun? Ich bin zu einer Leiharbeitsfirma gegangen, die schickt mich nun hierhin oder dorthin, wo gerade jemand zum Anpacken gebraucht wird. Wenn Bedarf ist, stehe ich bereit, auch um fünf Uhr morgens. In deiner Druckerei war ich auch schon und habe Kisten gepackt und gestapelt, aber nur für ein paar Wochen. Im Moment schraube ich Autoteile zusammen. Wer weiß, was es nächsten Monat zu tun gibt.“

„Ist Ines denn nun zufrieden?“

„Was glaubst du wohl?“

Nach diesem Gespräch urteilte Viktor anders über Thomas und seine oft schlechte Laune, das merkte ich. Wenn

Thomas im Biergarten oder der Kneipe ein paar Bier über den Durst getrunken hatte, so wusste Viktor, warum, verzieh ihm seine Betrunktheit und beglich stillschweigend die Rechnung.

Ines' Situation war auch nicht rosig. Auch sie sammelte nach ihrem Studium, das sie mit Bestnoten abgeschlossen hatte, Absagen wie andere Leute Briefmarken. Ihre anfängliche Euphorie verpuffte binnen weniger Wochen und wich dem Gefühl, trotz überschäumender Motivation nicht gebraucht zu werden und sich vergeblich angestrengt zu haben.

Sie ging dann zurück an die Universität und wurde als wissenschaftliche Mitarbeiterin angestellt, ihr Professor hielt sehr viel von ihr. Dort hangelte sie sich von Projekt zu Projekt, bis die halbe Stelle aus Kostengründen ganz gestrichen wurde und auch der Professor daran nichts ändern konnte. Seit die Hochschulen wie Unternehmen gemanagt würden, müssten die jungen Wissensarbeiter Rentabilität vorweisen, wie Ines Viktor erklärte.

„Ich habe Literatur zusammengetragen, Befragungen durchgeführt und ganze Bücher Korrektur gelesen. Tagsüber, nachts, am Wochenende“, zählte sie auf. „Aber ich war trotzdem nicht rentabel, ich weiß auch nicht, was ich hätte anders machen können. Ich war fleißig, duldsam und anspruchslos, doch es hat nicht gereicht.“

Ines kellnerte dann in einem Bistro, um die Zeit bis zum nächsten richtigen Job zu überbrücken, der sich allerdings lange nicht blicken lassen wollte. Schließlich kam sie in einem Callcenter unter, aber auch das nicht auf Dauer.

„Ich habe fremde Leute nach Feierabend angerufen und mich erkundigt, ob sie mit ihrem neuen Geschirrspüler zufrieden sind“, erzählte sie Viktor beim gemeinsamen Kochen in der WG-Küche. „Dabei habe ich selbst dergleichen noch nie besessen und werde es wohl auf absehbare Zeit auch nicht.“

„Hast du dich nach einer besseren Stelle umgesehen?“, fragte Viktor, während er Karotten in Scheiben schnitt.

„Ich habe es versucht, aber wohl nur halbherzig“, antwortete Ines. „Ich hatte es so satt. So viel Energie habe ich in mein Studium gesteckt, bloß um dann überall nur der Zaungast zu sein, der in der nächsten Sparrunde weiterziehen darf. Wenn man da nicht aufpasst, bekommt man noch ein schlechtes Gewissen, bloß weil man Lohnkosten verursacht.“

Mit etwas zu viel Schwung warf sie eine frisch geschälte Kartoffel in die Schüssel, sodass sie wieder heraussprang und auf dem Boden landete. Sie bückte sich seufzend danach.

„Mein Leben war durch die vielen Wechsel eine einzige Improvisation und es war nicht abzusehen, wann sich das mal ändern würde. Das ist doch kein Zustand!“

Ich erinnerte mich noch gut an diese Zeit. Meine sonst so unerschrockene Schwester war blass gewesen wie die Wand.

„Aber weißt du, was mich am meisten ankotzt?“, fragte Ines und stemmte die Hände in die Hüften.

„Sag es mir.“

„Dass man heute immer Karriere machen muss. Einfach arbeiten gehen und davon leben können, das ist schon schwer genug – aber es reicht nicht. Du musst erst überall die

Spitze erklimmen und von oben auf andere herunterschauen, dann kannst du sagen, du bist jemand geworden.“

Viktor zuckte mit den Schultern. „Und was passiert, wenn du das nicht machst?“

„Naja, dann bist du eben ein austauschbarer Lohnsklave, nicht der Rede wert.“

Auch die folgende Kartoffel sprang mit zu viel Schwung aus der Schüssel. Diesmal bückte Viktor sich danach.

„Lass sie doch reden, Ines. Mach dich frei von diesen Erwartungen, wenn es nicht deine eigenen sind.“

„Ach Viktor, das sagst du so einfach“, murmelte Ines. „Du stehst auch nicht im Dauerbeschuss all dieser Imperative. Mach dies, tu das, denk daran und vergiss bloß nicht. Wenn das Leben eine Reise ist, dann würde ich mich gern beim Reiseveranstalter beschweren! Ich habe etwas Erbauliches gebucht und keinen Aufenthalt in einem Dauer-Krisengebiet.“

„Ich weiß, was du meinst ...“

„Und genau das erzeugt dieses Gefühl in mir, gründlich verarscht zu werden. Ich bekomme immer Zustände, wenn mir wieder eine dieser Broschüren für Hochschulabsolventen in die Hände fällt. Kennst du die?“

„Ich glaube schon“, antwortete Viktor ausweichend.

„Ich meine diese Broschüren, aus denen einen immer ein Rudel internationaler Jungkarrieristen angrinst. Ein paar Weiße und dann meistens noch ein Schwarzer und eine Asiatin. Die sitzen adrett angezogen um einen aufgeklappten Laptop herum und strahlen um die Wette. Komm doch zu uns in die schöne neue Arbeitswelt, steht in ihren Gesichtern geschrieben. Hier ist es toll, hier gibt es auch Kekse.“

„Ach ja, die kenne ich.“

„Wenn man solche Broschüren einmal vorsichtig neben die Wirklichkeit unserer Arbeitswelt hält, fragt man sich, aus welchem Universum die Verfasser kommen und was sie dort den lieben langen Tag treiben.“

Viktor schwieg betroffen. Was sollte er dazu auch sagen? Sie widmeten sich nun schweigend ihrem Gemüse. Die dampfende Suppe, die sie uns anschließend servierten, war trotzdem sehr schmackhaft, nur wurde ich das Gefühl nicht los, dass die auf der Oberfläche herumtreibenden Fettaugen mich vorwurfsvoll anschauten.

„Ich habe überhaupt keine großen Wünsche, Viktor“, sagte Ines beim Essen. „Ich will keine Vorstadtvilla, keinen begehbaren Kleiderschrank und schon gar keine Kreuzfahrten. Man verschone mich.“

„Was willst du denn?“

„Irgendwann eine eigene Familie, das wäre toll. Und frei von dieser Angst möchte ich sein. Ich wünsche mir ein einfaches, schönes Leben. Ist das zu viel verlangt?“

„Jedenfalls kann dir niemand vorwerfen, dass du nicht alles versucht hast.“

„Allerdings! Ich war sogar auf dem Amt, wo ich von einer fülligen Berufsberaterin Ende fünfzig daran erinnert wurde, dass man sich heute als junger Mensch immer wieder neu erfinden muss.“

„Du sollst so flexibel sein wie Knetmasse.“

„Während sie selbst gemütlich in ihren sicheren Amtsstuben sitzen. Verabschieden Sie sich vom Traum einer Festanstellung“, säuselte Ines. „Das darf ich mir anhören von einer Person mit lebenslangen Bezugsansprüchen! Darauf ist

mir nichts mehr eingefallen. Ich bin zwar erst Mitte zwanzig, Viktor, aber es gibt jetzt schon diese Momente, in denen ich so müde werde. So unfassbar müde.“

Da auch ich nach meinem Masterstudiengang Fotografie an einer privaten Akademie trotz zahlreicher Nachwuchspreise keine Anstellung fand und nur mäßige freie Aufträge bekam, entschlossen wir uns zur Flucht nach vorn: Ich gründete mit Ines ein kleines Pressebüro, in dem sie für die Texte und ich für die Bilder zuständig war. Viktor war begeistert von unserem Mut, in die Selbstständigkeit zu starten, und beteuerte mehr als einmal, dass er uns unterstützen wolle. Er steuerte Kapital und Kontakte bei und erkundigte sich, wie es denn laufe. Vielleicht tat er das etwas zu oft, denn bald reagierte vor allem Ines gereizt auf seine Fragen.

Die Erfolgsmeldungen, die Viktor zu hören hoffte, konnten wir nicht erbringen. Wir kamen zu zweit über die Runden und konnten unseren niedrigen Lebensstandard halten, mehr aber auch nicht. Krank werden oder Urlaub machen war nicht drin.

Viktor gewöhnte sich mit der Zeit daran, nicht jede Frage unbefangen stellen zu können, denn in unserer Nähe war trotz der guten Laune auch die Krisenstimmung immer greifbar. Sie schloss sich uns als ungebetener Gast an und kam überall hin mit. Selbst an den heitersten Sommertagen lungerte sie maulend irgendwo im Hintergrund herum und versuchte penetrant auf sich aufmerksam zu machen. Sie zeigte unverhohlen ihr wahres Gesicht, wenn wir überlegten, ins Kino oder ins Lokal zu gehen, und die Hälfte von uns wegen akuten Geldmangels nicht mitkommen konnte. Ihr zu verdanken war es, wenn in der Wohngemeinschaft eine neue



Waschmaschine fällig war, aber niemand die Rechnung zahlen konnte. Und sie steckte hinter den zahlreichen ungeöffneten Briefen, die sich auf der Ablage im Flur sammelten, weil niemand sie lesen mochte: Es waren die Erinnerungen daran, die Raten für den Studienkredit zu zahlen, und die Mahnungen für all die anderen zu spät beglichenen Rechnungen. Für das Notwendige reichte es nie und für die Zukunft schon gar nicht.

Abends am Esstisch sprachen wir oft darüber, wie es weitergehen könnte. Ines und ich saßen auf unseren Studienkrediten, Thomas lebte mit seinen Zeitjobs von der Hand in den Mund und selbst Ruben mit seinem kleinen, aber immerhin regelmäßigen Einkommen hatte am Monatsende kaum etwas übrig. Niemand sparte etwas fürs Alter, niemand versicherte sich, obwohl wir immer wieder ermahnt wurden, genau das zu tun, sonst drohe uns einmal schlimme Armut im Alter. Wir sahen jeden Tag diese Rentnerpaare in der Einkaufsstraße, die gut gelaunt in die Juwelierläden schlenderten, und wussten, dass wir ein anderes Leben führen würden, wenn wir alt wären. Dieses Gefühl prägte unsere Jugendjahre entscheidend mit. Es war vor allem Ines, die auch an die fernere Zukunft dachte.

„Überlegt mal, was unsere Generation schultern muss“, gab sie an einem dieser Abende zu bedenken. „Wir sollen hochqualifiziert sein, damit überhaupt jemand in Erwägung zieht, uns anzustellen, und uns dann mit minimalen Löhnen und befristeten Verträgen zufrieden geben, um die Wirtschaft zu entlasten, denn die braucht das Geld für die Shareholder, und den Staat, der braucht es für die Banken. Und ganz zum Schluss bekommen wir noch zu hören, dass wir zu

wenig konsumieren und die Wirtschaft unsererwegen schrumpft.“

Viktor hatte kurz zuvor eine Naturdokumentation im Fernsehen gesehen, an die er sich durch Ines' Worte offenbar erinnert fühlte. Wasser war das Thema gewesen.

„Wasser“, erzählte er uns ungefragt, „fließt mit Leichtigkeit dorthin, wo schon ganz viel anderes Wasser ist, in Meere und Ozeane. Nur unter großem Kraftaufwand gelangt es in die Wüste, wo alles trocken und verdorrt ist.“

Wir fragten uns einen Moment lang, warum Viktor uns an dieser Weisheit teilhaben ließ, da legte er nach: „Und genauso verhält es sich auch mit dem Geld. Liesse man es alleine vor sich hin strömen, würde es sich sehr ungleich und vor allem sehr ungerecht verteilen. Wir erleben das doch: Es sammelt sich bei denen, die schon sehr viel haben, und wird immer weniger bei denen, die mit wenig auskommen müssen.“

„So ist es“, entfuhr es Ines. Auf ihrer Stirn hatte sich eine leichte Zornesfalte gebildet. „Und von dem Vermögen, das wir nicht haben und nie haben werden“, fuhr sie fort, „müssen wir außerdem die Schulden bezahlen, die uns der Staat eingebrockt hat, ohne uns zu fragen, verursacht durch eine Krise, für die nicht wir verantwortlich sind. Laufend kriegen wir irgendwelche Rechnungen auf den Tisch. Ich werde das Gefühl nicht los, dass wir geboren worden sind, um zu zahlen – und nicht einmal das können wir wirklich gut.“

Wir vier aus der Wohngemeinschaft lebten ein fragiles Leben und kamen trotz unserer beeindruckenden Bildung und unseres Fleißes nicht aus den prekären Zuständen heraus.

Dieses gemeinsame Schicksal war Teil unserer freundschaftlichen Bande. Klagte einer über die unsicheren Umstände seiner Existenz, sah er in drei verständnisvoll dreinschauende Augenpaare. Es war gängige Praxis, dass wir uns gegenseitig beim Bezahlen von Mietrückständen aushalfen.

Und trotz alledem war Viktor als Privilegierter niemals nur ein Zaungast in unserer Welt der begrenzten Möglichkeiten. Ich glaube, er stellte sich einfach vor, auch bei ihm wäre der Kontostand gegen Ende des Monats knapp, jedenfalls beteiligte er sich lebhaft an den Versuchen, möglichst viel Genuss für möglichst wenig Geld zu erhalten, was in einer Stadt wie München eine wahre Kunst ist. Aber wir waren ja auch alle irgendwo Künstler, Lebenskünstler.

### **3. Kapitel**

An einem Abend in jenem Sommer 2011 hatte Viktor Ruben nach Feierabend zum Essen zu sich eingeladen – eine Tradition zwischen den beiden, die in den kühleren Monaten immer einschlief und im Sommer neu belebt werden musste. Als die große Hitze des Tages sich verzogen hatte, trat Viktor hinaus auf seine kleine, verwunschene Terrasse. Ein leise vor sich hin gurgelnder Bach trennte das Grundstück vom Englischen Garten, der sich unmittelbar hinter der Häuserreihe weitläufig erstreckte. Dichtes Buschwerk, das im

Sommer auch noch große Blüten trug, schirmte Viktor ab vor den neugierigen Blicken der Nachbarn und auch vor den Kameras der Pressefotografen, die sich gelegentlich für sein Privatleben interessierten.

Da es noch warm genug war, deckte Viktor den Tisch auf der Terrasse ein. Ruben brachte wie immer zwei Flaschen spanischen Wein mit. Bis spät in die Nacht saßen sie beisammen, beobachteten die Verfärbung des Abendhimmels und schauten später in den nachtschwarzen Englischen Garten, in dem um diese Uhrzeit nur noch vereinzelt Menschen unterwegs waren. Die eiligen Laufschriffe der Jogger und die gemächlichen Schlenderschriffe der Gassigänger drangen durch das Dickicht. Hin und wieder aufgeregtes Gebell, wenn sich zwei Hunde begegneten. Die Grillen zirpten unentwegt, der Wind strich rauschend durchs dichte Sommerlaub und kam als kühler Hauch auch bei den Freunden auf der Terrasse an. Hoch über ihnen stand der Vollmond, groß und rund, und lauschte andächtig ihren Worten, mit diesem wissenden Lächeln, das die Alten immer an den Tag legen, wenn sie der Jugend zuhören und sich ihren Teil dazu denken.

Ruben hatte bei seiner Ankunft Viktors frisch gewaschenen Wagen vor der Tür parken sehen und war wieder einmal davor verharret. Bei seinem ersten Glas Wein kam er ins Schwärmen: über den schwarzen Metalliclack, die glänzenden Felgen und die Xenon-Scheinwerfer.

„Ich habe Xenon-Scheinwerfer?“, fragte Viktor überrascht.

„Mein Gott, und was für welche!“

Mit seiner Begeisterung für Viktors teures Auto war Ruben nicht allein. Auch andere Mitarbeiter waren auf dem

Firmenparkplatz schon dabei gesehen worden, wie sie um den Wagen herumschlichen und verstohlen hineinblickten. Für Viktor war das Auto nicht bedeutsamer als andere Gebrauchsgegenstände, etwa sein Staubsauger oder seine elektrische Zahnbürste.

Er hatte es von seinem Vater geschenkt bekommen, ohne es sich gewünscht zu haben, doch pragmatisch, wie er war, nutzte er es auch. Dass er die Blicke auf sich zog, weil man selbst in einer Stadt wie München solche teuren Autos nicht häufig zu Gesicht bekam, war ihm manchmal etwas unangenehm. Aber er wäre nie auf die Idee gekommen, sich alleine deswegen ein unauffälligeres Auto anzuschaffen.

„Das ist der kleine Unterschied zwischen uns“, beklagte Ruben sich, „dir wird so ein versaut teurer Sportwagen hinterher geworfen, obwohl du ihn gar nicht willst – und ich, der dafür sterben würde, könnte ihn mir nicht einmal leisten, wenn ich bis zum letzten Tag meines Lebens darauf sparen würde.“

Dieser Vergleich brachte Viktor auf eine Idee. Er glaubte nicht, dass Ruben ihn sich niemals würde leisten können, doch es mangelte ihm an validen Daten. Und so verschwand er kurz im Wohnzimmer, kam mit Bleistift und Notizblock wieder zurück und begann zu rechnen.

„Nach ungefähr dreißig sparsamen Jahren wäre er deiner“, teilte er Ruben in sachlichem Tonfall mit.

„Phhh“, machte der nur und zuckte mit den Schultern. „Wenn ich erst einmal graue Haare habe, brauche ich ihn auch nicht mehr.“ Sichtlich zerknirscht schaute er in sein Glas. „Sag, wie lange müsste ich arbeiten, um auf deinen Monatslohn zu kommen?“

Viktor war einigermaßen überrascht von dieser offensiven Frage. Er überlegte ein paar Sekunden, ob ihm die Sache nicht zu persönlich wurde. Es war ja nicht üblich, so offen über sein Geld zu reden, auch nicht unter Freunden. Aber andererseits, er wusste auch um Rubens Gehalt, warum also nicht? Und davon abgesehen war diese Frage einfach zu interessant, um sie nicht zu beantworten. Also rechnete er erneut.

„Knapp ein Jahr.“

„Was?“, entfuhr es Ruben. „Okay, und wie lange, um auf den Monatslohn deines Vaters zu kommen?“

„Einen Moment, bitte. Das dauert jetzt ein bisschen.“

Viktor wusste zumindest in etwa, wie viel Geld sein Vater sich jedes Jahr genehmigte, rechnete es auf einen Monat um und kritzelte das Ergebnis auf eine neue Seite des Notizblocks, den er Ruben daraufhin wortlos hinschob, weil ihn die Zahl sprachlos machte.

„Fünfundzwanzig Jahre?“, fragte Ruben ungläubig, obwohl es sehr leserlich auf dem Papier geschrieben stand.

Viktor nickte.

Ruben wiederholte: „Ich müsste ein Vierteljahrhundert arbeiten, um den Monatslohn deines Vaters zu erwirtschaften? Halleluja!“ Er nahm einen tiefen Zug aus seinem Weinglas.

Auch Viktor war überrascht. Von dem Gefühl beseelt, in ein datentechnisches Wespennest gestochen zu haben, wollte er mehr wissen. Bei genauerer Betrachtung stellte sich heraus, dass sein Vater im Jahr mehr als dreihundertmal so viel verdiente wie Ruben. Eine solche Rechnung hatte Viktor noch nie zuvor angestellt. Natürlich hatte er um die immensen Unterschiede zwischen den Gehältern gewusst, doch

jetzt sah er sie schwarz auf weiß. Die beiden Freunde rechneten den ganzen Abend durch und bekritzelten eine Seite nach der anderen. Angeregt von ihrer ersten Berechnung, verglichen sie die Löhne von einfachen Angestellten mit den Löhnen von Vorständen großer Konzerne – und kamen aus dem Staunen nicht heraus.

Ihre wohl spektakulärste Rechnung betraf die Automobilbranche, ausgerechnet. Bei einem großen Autokonzern errechneten sie einen durchschnittlichen Tagessatz des Vorstandsvorsitzenden, für den ein einfacher Angestellter zwei Jahre arbeiten müsste.

„Diese Zahlen belegen“, kombinierte Ruben, während er im Dunklen auf dem Rasen auf und ab lief, „dass der Vorstand dieses Konzerns in einem Jahr so viel verdient wie der einfache Angestellte in über hundertfünfzig Arbeitsjahren. Oder anders gesagt: Der Angestellte bräuchte mehr als drei Arbeitsleben, um auf ein Jahresgehalt des Vorstands ... Du meine Güte, ich halte das nicht mehr aus.“

Viktor erhob sich und klopfte seinem Freund auf die Schulter. Er konnte nur zu gut nachvollziehen, dass sich manche Wahrheiten einfach nicht aussprechen ließen. Man möchte sie am liebsten sofort verdrängen, um seinen Seelenfrieden zu wahren und seinen Kindern später glaubhaft sagen zu können, man habe davon nichts gewusst. Doch einmal in die Welt gesetzte Erkenntnisse fangen von alleine an zu wachsen und zu gedeihen.

„Das ist Wahnsinn!“, rief Ruben aus, als er seine Sprache wiedergefunden hatte. „Für jeden von uns hat der Tag nur vierundzwanzig Stunden. Wie kann es da sein, dass Arbeit

so unterschiedlich viel wert ist? Das will mir einfach nicht in den Kopf!“

In Viktors Kopf wollte es auch nicht. „Es ist vor allem unverständlich, wenn man bedenkt, wie stark die Produktivität gestiegen ist und dass uns jedes Jahr neue Rekordzahlen präsentiert werden“, ergänzte Viktor.

„In eurem Unternehmen ist es doch genauso.“

„Ja, ich nehme uns davon nicht aus. Die Arbeit der Angestellten wirft immer größere Gewinne ab. Du siehst ja selbst, wie günstig du zu haben bist und wie viel du dafür leistest.“

„Mein Preis-Leistungs-Verhältnis ist wahrlich nicht zu unterbieten!“

„Siehst du? Und trotzdem herrscht dieser Sparzwang. Die Geldberge wachsen und die Unterschiede zwischen den Gehältern werden immer größer. Das Geld folgt seinem unsichtbaren Flussbett und wir sind machtlos – oder wie?“

„Ich denke, die Antwort ist, dass wir die Kontrolle verloren haben“, antwortete Ruben. „Wir waren mal auf einem guten zivilisatorischen Weg, aber jetzt sind wir wieder die Honigbienen und tragen den Nektar zur Königin, als wäre es nie anders gewesen.“

Viktor musste lachen. „Ein treffender Vergleich, Ruben, *Chapeau!* Im Menschenreich weiß man oben nicht, wohin mit seinem Geld, und parkt es aus Verlegenheit in irgendwelchen Steueroasen, wo es einfach aus Prinzip noch ein wenig weiter wachsen kann, und unten landen die Leute im Sumpf aus Armut und Verschuldung. Oder in der Arbeitslosigkeit!“

„Unser System sorgt dafür, dass manche Menschen mit zu viel Geld und zu wenig Zeit ausgestattet sind und andere



mit zu wenig Geld und zu viel Zeit. Das ist eigentlich ein Skandal.“

„Das sehe ich auch so. In anderen Ländern gab es ja bereits Proteste gegen diese Zustände. Weißt du noch, in Portugal? Und Spanien? Das war doch erst in diesem Frühjahr.“

Ruben nickte.

„Aber bei uns in Deutschland nehmen die Leute es wohl so hin. Es ist normal.“

„Die alten Römer hielten es auch für normal, dass am Straßenrand Menschen verkauft wurden.“

„Zum Teufel mit der Normalität, Ruben! Wir brauchen neue Maßstäbe. Was hier passiert, ist diesem Zeitalter nicht würdig!“ Viktor hielt kurz inne und hob sein Glas. „Es ist Zeit für echte Fortschritte“, verkündete er seinem Freund in jener lauen Sommernacht.

Sie stießen darauf an, so heftig, dass der Rotwein beinahe über die Glasränder schwappte.

„Diese Ära der Ungerechtigkeit muss beendet werden! Unser Ziel sollte sein, dass der Spott der nächsten Jahrhunderte über unseres so gering wie möglich ausfällt!“ Viktor war nicht mehr zu bremsen: „Nicht nur bei uns im Unternehmen, überall. Schau dir bloß an, in welche Richtung sich unsere Gesellschaft entwickelt. Wir spalten uns immer mehr in Gewinner und Verlierer auf. Es wird der Tag kommen, an dem der Begriff ‚Gesellschaft‘ hinfällig geworden ist.“

„Wie nennen wir uns dann?“, wollte Ruben wissen.

„Falscher Ansatz! Das Wörtchen ‚wir‘ ist schon falsch“, rief Viktor aus. „Es gibt dann kein ‚wir‘ mehr. Alle Sicherheitsleinen, die in den vergangenen Jahrzehnten aus Soli-

darität zwischen den Menschen geknüpft worden sind, sind dann durchtrennt. Wir werden zu Ichlingen, jeder nur noch zuständig für sich selbst. Das ist es, was der Neoliberalismus unserer Tage will: die freie Wildbahn im Menschenreich.“

„Das ist abartig. Niemand kann das wollen!“

„Aber Ruben, du siehst doch selbst, dass die Entwicklung in diese Richtung geht!“

Ruben schwieg und blickte in die Dunkelheit.

„Es fehlt nicht mehr viel und Charles Darwin hätte seine Theorie nicht nur von den Tieren, sondern gleich von unserem Verhalten ableiten können“, fuhr Viktor fort. „So weit haben wir es gebracht mit unserer Zivilisation – noch so ein hohl gewordener Begriff übrigens.“

„Der Lack geht langsam ab.“

„Geht langsam ab? Er bricht doch schneller herunter, als du zuschauen kannst. Wir haben jetzt *social media*, aber *social behaviour* ist uns irgendwie abhanden gekommen. Das ist keine Lappalie, Ruben. So geht es nicht weiter!“

„Das denke ich manchmal auch“, murmelte Ruben. „Kaum vorstellbar, dass unsere Gegenwart die gute alte Zeit von morgen sein soll. Ich meine: Was bitte ist das für ein Morgen?“

„Ruben, ich habe eine Idee: Wollen wir nicht für eine bessere Zukunft sorgen? Endlich? Es muss halt einer losrennen, vielleicht folgen die anderen.“

Es wurde der Abend, an dem beide auf eine Art Bruderschaft anstießen und beschlossen, gegen alles anzugehen, was ihnen absurd und menschenunwürdig erschien. Sie nahmen sich viel vor, gewiss. Aber Viktor war wie beseelt von dem Gefühl, dass ein Anfang gemacht und ein Komplize

für die gute Sache gefunden sei. Ein Anfang von was auch immer.

Später, es war schon weit nach Mitternacht, ließ sich Viktor in sein Bett fallen, auf das der Mond ein eisblaues Lichtband gelegt hatte. Ihm war an diesem Abend etwas unglaublich Schweres von Herzen und direkt vor die Füße gefallen, sodass er es eingehender betrachten konnte. Er hatte nun handfeste Beweise dafür, dass etwas nicht stimmte. Er fühlte sich nicht mehr ganz so naiv.

In den darauffolgenden Tagen wurde Viktor klar, dass in seinem Kopf Informationen zusammenliefen, die nicht vielen anderen Leuten zur Verfügung standen. Die meisten Angestellten kannten doch nur die Abteilung ihres Unternehmens, in die ihr Beruf sie hineingebracht hatte. So fiel ihnen der immer größer werdende Kontrast zwischen den Gehältern nicht direkt ins Auge. Die mit den teuren Anzügen und die mit der verschwitzten Arbeitskluft begegneten sich zwar gelegentlich, wussten aber kaum etwas voneinander. Der Raum für Spekulationen war entsprechend groß.

Redeten sie übereinander, so sprachen sie von „denen da oben“ oder „denen da unten“. In den Talkshows im Fernsehen hatte man sich auf „Oberschicht“ und „Unterschicht“ geeinigt - und darauf, dass die „Mittelschicht“ zu verschwinden drohte.

Obwohl man Viktor selbst eindeutig einer bestimmten Schicht zuordnen konnte, war er dennoch wie ein Pendler zwischen den Welten unterwegs. Er konnte die dabei eingesammelten Eindrücke nebeneinander legen und vergleichen. Mit gewissen Unterschieden hätte er durchaus leben können.

Viktor wünschte sich nicht die totale Gleichheit. Doch was er in den herrschenden Zuständen erkannte, war eine Ungerechtigkeit, die letztlich das Wohl aller gefährdete.

Die Entwicklung in seinem Familienunternehmen beobachtete er fortan mit besonderem Argwohn. Sein Vater hatte irgendwann begonnen, die Zahl der Mitarbeiter immer weiter zu reduzieren und sich stattdessen Leiharbeiter oder anderes befristetes Personal ins Haus zu holen, denn das kam ihn günstiger und war außerdem unverbindlicher. Der Austausch der Belegschaft vollzog sich schleichend, genauso schleichend, wie sich bei Viktor das Gefühl einstellte, fremd im eigenen Haus zu sein. Die Anzahl bekannter Gesichter wurde immer geringer, er sah unzählige Fremde, und fremd erschien Viktor wohl auch ihnen, wenn er so durch die Druckerei ging oder durch die Redaktionsbüros.

Es war ihm kaum mehr möglich, sich einzelne Personen zu merken, denn es war ein ständiges Kommen und Gehen. Irgendwo kamen sie her und irgendwo gingen sie auch geräuschlos wieder hin, auf ihren unsichtbaren Pfaden. Sie waren bequem je nach Auftragslage zu buchen und sie klagten nicht, denn das hätte ihre Chancen noch unsicherer gemacht.

Seit immer mehr dieser flexiblen Arbeiter im Haus herumliefen, habe sich die Stimmung verändert, berichtete Viktor. Es lag etwas in der Luft. Viktor spürte das, wie er auch nahende Gewitter erspüren konnte, wenn wir in den Bergen unterwegs waren. Die immer weiter schrumpfende feste Belegschaft war wütend über diese Zustände und bangte um ihre Existenz. Oft hörte Viktor sie raunen in ihren Ecken oder hinten am Kaffeeautomaten. Und er erhaschte

Blicke, die Bände sprachen, und Gesten, die das Kleingedruckte dazu lieferten. In den Hallen, in den Fluren, überall stand dieser Druck im Raum, wie in einem gigantischen Dampfkessel. Dem Tätowierten verging mit der Zeit das Scherzen und der dünne Kerl sah bald so aus, als könne er jeden Moment Amok laufen. Die wenigen verbliebenen Angestellten kamen nicht mehr, weil sie stolz waren, für die Familie Ritter zu arbeiten. Sie kamen aus Mangel an Alternativen – und mit einer Mischung aus Angst und Zorn.

Viktor fühlte mit all den prekär Angestellten, die jeden Tag und jede Nacht so diskret und fleißig ihren Dienst verrichteten, obwohl sie sich ihr Leben sicher anders vorgestellt hatten. Mit all den studierten Praktikanten, den geliehenen Druckern und Technikern, den freien Redakteuren und Fotografen. Gleichzeitig enttäuschte ihn aber die schier grenzenlose Duldsamkeit, mit der sie bereitwillig die Knebelverträge unterzeichneten, die Arthur Ritter ihnen mit einer großzügigen Geste aushändigte, weil er sich wirklich für großzügig hielt.

An einem Abend, als Viktor wieder einmal oben auf der Empore stand und herunterschaute, stellte er sich vor, sie alle dort unten blieben aus purem Protest einfach stehen und ließen die Produktion von einer Sekunde auf die andere zum Erliegen kommen. Dann hätte sein Vater zum ersten Mal wirklich ein Problem mit den Geschäftszahlen bekommen.

Arthur Ritter hatte schon früh festgestellt, dass sein Sohn nicht nach ihm kam, dass er irgendwie aus der Art geschlagen war. „Dieses Kind“, soll er oft geflucht haben, „alles muss es hinterfragen!“

Der Apfel war ihm nicht nah genug vom Stamm herabgefallen und umso mehr bemühte er sich, sein Kind schon früh von seinen Ansichten zu überzeugen. So hatte er seinem erst zwölfjährigen Sohn zum Beispiel schon früh das Prinzip der Leiharbeit erklärt. Viktor konnte sich noch gut daran erinnern.

„Es ist wie mit diesem Wasserhahn, mein Junge“, soll Arthur Ritter gesagt haben. „Den lässt man auch nicht den ganzen Tag laufen, man dreht ihn nur auf, wenn Bedarf besteht. Du siehst, es ist also sehr vernünftig, wenn wir es in der Firma genauso machen.“

Vater und Sohn standen in der hellen Landhausküche ihrer Villa am Starnberger See und die Sonne schien durchs angelehnte Fenster herein. Artur Ritter demonstrierte seine Erklärung an der Spüle, als fürchte er, Viktor verstehe ihn nicht recht. Dass sein Sohn ihn skeptisch anblickte, lag allerdings nicht an dessen fehlendem Verständnis. Es war das Einverständnis, was ihm fehlte. Dennoch nickte Viktor stumm, um seinen Vater zufrieden zu stellen und sich weitere Erläuterungen zu ersparen.

In seinen Jugendjahren fiel es Viktor noch schwer, den absurden Begründungen seines Vaters zu widersprechen. Doch in seinen Zwanzigern entwickelte Viktor einen ausgewachsenen Zorn, der ihm pochend unter der Schädeldecke saß und ständig zu den Ohren herausquellen wollte. Viktor war nicht mehr der Bilderbuchjunge, den Arthur Ritter stolz überall vorstellen konnte. Der etwas hermachte, wenn man ihn in ein weißes Hemd steckte und ihn ein paar Sprüche aufsagen ließ. Viktor widersprach ihm zu Hause bei Tisch, stellte ihm unangenehme Fragen auf dem Golfplatz und

später sogar in den Konferenzen vor versammelter Mannschaft. Viktor bildete sich ein, nichts zu verlieren zu haben, und das machte ihn mutig.

Das ohnehin angekratzte Gefühl der Verwandtschaft zwischen ihnen schwand mit der Zeit völlig, und nichts hätte Viktor innerlich mehr erleichtert als die Offenbarung, dass er im Kleinkindalter adoptiert oder vertauscht worden sei und in Wirklichkeit einen anderen Vater habe, in den er all seine Hoffnungen legen könnte. Doch leider war die Verwandtschaft zwischen Viktor und Arthur Ritter nicht zu leugnen.

Von seiner Mutter wusste Viktor nicht viel. Die Eltern hatten sich früh getrennt und seitdem war sein Kontakt zu ihr abgebrochen. In der Villa seines Vaters erinnerte wenig an ihre Anwesenheit. Ein kleines Porträt der blonden Frau stand in einem altsilbernen Rahmen auf dem schweren Schreibtisch von Arthur Ritter, direkt neben den kleinen Modell-sportautos, die er sammelte. Schwer zu sagen, ob das Bild ihm etwas bedeutete oder ob er bloß vergessen hatte es wegzuräumen.

Viktor war das leibliche Kind dieser beiden, daran bestand kein Zweifel. Doch er kam nicht auf sie, er kam nicht auf ihn. Und er wusste seit er denken konnte, dass er sich einen eigenen Plan vom Leben machen musste. An ihrem Reichtum hatte Viktor kein Interesse, obwohl er bis in den letzten Winkel seines Lebens präsent war. Viktor bewohnte als Kind in der Villa drei Zimmer, die er mit niemandem teilen musste. Das erste war nur zum Spielen gedacht, das zweite zum Schlafen und Ankleiden und das dritte zum Musizieren.

Doch all die materiellen Annehmlichkeiten, sie machten ihn nicht satt. Er suchte etwas Vorbildliches in seinen Eltern. Eigenschaften, denen er ruhigen Gewissens hätte nacheifern können, doch so etwas fand er in ihnen nicht. So war Viktor permanent hungrig nach einem anderen Leben. Jeden Abend ging er mit knurrendem Kopf zu Bett.

Viktor erzählte uns einmal von einer Phantasie, die ihn sehr beschäftigte. Ich meine, es war nach jenem Abend, an dem er sich den totalen Stillstand in der Druckerei vorgestellt hatte. Er hatte sich ausgemalt, der junge Friedrich Engels käme als Zeitreisender zu Besuch. Viktor war der Überzeugung, dass Engels als junger Mann einst ebenso verstört auf die Zustände in der Textilfabrik seines Vaters geschaut haben musste wie er auf die Situation in seines Vaters Unternehmen. Viktor hätte ihn bei dieser Gelegenheit nur allzu gern um seine Einschätzung dazu gebeten.

„Alles in Ordnung“, würde Engels nach einem kurzen Blick von der Empore vermutlich antworten. „Ich sehe keine Kinder zwischen den Druckmaschinen und keine Hochschwangeren in den Packhallen. Die Angestellten sitzen auf ergonomischen Drehstühlen, die Raumluft wird temperiert. Sogar die Arbeitszeiten sind vertraglich geregelt und es gibt kostenlose Heißgetränke aus dem Automaten. Ich habe nichts zu beanstanden.“

„Heute ist die Ausbeutung viel subtiler“, würde Viktor ihm dann zuflüstern. „Mit einer äußerlichen Begutachtung ist es nicht getan. Den Arbeitskräften wird auf andere Weise das Leben schwer gemacht.“

„Ach, tatsächlich?“



„Sie sind Spielfiguren in einem Spiel, dessen Regeln und Verlauf sie weder kennen noch beeinflussen können. Man lässt sie im Ungewissen, was als Nächstes mit ihnen passieren wird, das spornt ihren Fleiß an und fördert ihre Duldsamkeit. So arbeiten sie nicht, sie dienen. Ihre einzige Gewissheit ist die Sorge um die Zukunft. Diese Sorge macht sie traurig oder sogar depressiv. Viele werden krank, arbeitsunfähig und sterben früher. Sag, Engels, ist das noch menschenwürdig?“

Engels würde dann gewiss die Stirn runzeln und fragen, wie es zu solchen Zuständen habe kommen können.

„Durch Propaganda“, würde Viktor ihm zuraunen.

„Wie bitte, in diesen aufgeklärten Zeiten? Sie haben doch alle Zugang zu diesem, wie heißt es noch gleich ... Internet!“

„Das schon“, würde Viktor erwidern, „doch auch dort redet man den Leuten ein, dass sie flexibel sein müssen. Heute hier, morgen dort. Heute ein bescheidener Lohn, morgen ein noch geringerer. Heute ein paar Überstunden, morgen noch ein paar mehr. Heute ein Jahresvertrag, morgen ein Monatsvertrag.“

Engels würde ihn vermutlich verstört anschauen. „Warum sollte das irgendjemand akzeptieren?“

„Es ist ein Zwang. Wenn der Markt es so will, heißt es, hat man keine Wahl. Ihm muss man gefallen, wenn man nicht im sozialen Abseits landen will. Und er ist auf höchst irrationale Weise wählerisch und hat ein nervöses Wesen, wie ein verrückter Sonnenkönig.“

Engels würde ihn an dieser Stelle gewiss unterbrechen.

„Darf ich fragen, wie das heutige soziale Abseits aussieht?“

Und Viktor würde antworten: „Schauen Sie sich im Privatfernsehen an, wo Menschen landen, wenn sie nicht mehr wettbewerbsfähig sind. Der Markt allein teilt die Menschen ein in solche, die Wohlstand und Glück erlangen können, und andere, die zu gewöhnlich oder überflüssig sind und kein schönes Leben verdient haben. Sie verkommen dann inmitten des Wohlstandes.“

„Jetzt werden Sie aber zynisch!“

„Bitte, ich lade Sie herzlich ein: Verweilen Sie nur ein paar Tage in dieser Epoche und Sie werden es sehen. Gehen Sie in die Unternehmen, reden Sie mit den Leuten, schauen Sie Nachrichten - und werden Sie bitte nicht verrückt dabei. Die Gefahr besteht nämlich, wenn man es nicht gewöhnt ist. Nachher werden Sie sich wünschen, Sie hätten nur geträumt.“

„Die Leute sind also getäuscht worden, sagen Sie.“

Viktor würde nicken. „Ja, so wie sie unter der Herrschaft früherer Ideologien auch getäuscht worden sind. Man verkauft ihnen die neue Arbeitswelt als alternativlos, obwohl es im Grunde jederzeit Alternativen gibt. Aber darüber schweigt man öffentlich und selbst im Internet wird höchstens geflüstert. Über die Bedingungen der Arbeit zu diskutieren erscheint müßig.“

„Weswegen?“

„Wer einer gewöhnlichen Arbeit nachgeht, ist Teil der menschlichen Verfügungsmasse und dient dem Profit der anderen, die aus glücklichen Umständen heraus nicht dienen müssen, sondern ihre Gelder nur hier und dort anlegen. ‚Geld mit Geld verdienen‘ nennt man das übrigens bei uns. Merken Sie was?“

Viktor stellte sich Engels vor, wie er sich mit einem karierten Stofftaschentuch feine Schweißperlen von der Stirn tupfte, außerstande, etwas zu erwidern.

„Das sind die feudalen Zustände des 21. Jahrhunderts, mein lieber Engels. Hätten Sie das für möglich gehalten?“

Stumm würde er den Kopf schütteln und betroffen dreinblicken. Viktor würde ihn verständnisvoll ansehen, denn er konnte sich vorstellen, dass Engels größere Hoffnung in die gesellschaftliche Entwicklung gelegt hatte.

„Ich gebe Ihnen Recht, Engels, hier muss sich zwar kaum noch jemand um seine körperliche Gesundheit sorgen, um seine psychische aber sehr wohl. Glauben Sie, dass ein Mensch aus psychischen Gründen zugrunde gehen kann?“

„Ich kann es mir vorstellen.“

„Schauen Sie, es geht in unseren Tagen nicht mehr um Leben oder Tod, das ist gewiss ein Fortschritt. Aber es geht um die Qualität des Lebens und um die Frage, wer sie bestimmen darf. Nicht Körperverletzung ist unser Problem, sondern seelische Verletzung. Die sieht man natürlich nicht sofort. Deswegen sagte ich ja eingangs: Schauen Sie genau hin.“

Viktor war sich sicher, dass Engels ihn verstehen würde. Da stünden sie also am Geländer der Empore, zwei junge Männer, die mehr als ein Jahrhundert trennte. Sie wären sich gewiss einig, dass sich am Missbrauch von Macht und an der Vertiefung von Ungerechtigkeit nur die Methoden geändert hatten.

Viktor verbrachte viel Zeit damit, darüber nachzudenken, warum die Gesellschaft, in die er hineingeboren worden war, vor seinen Augen so aus den Fugen ging. Er beherrzigte den

Rat, den er auch Engels geben würde: Er schaute genau hin. Und er nutzte auch die Augen anderer Menschen, vor allem die von Ruben. Ruben war der Experte einer Lebenswelt, die Viktor selbst nur von außen kannte. Viktor wollte der Gegenwart auf den Grund gehen und irgendetwas offen legen, etwas Verborgenes, das sich vielleicht erschrocken davonschleichen würde, wenn man es endlich beim Namen nannte und mit dem Finger darauf zeigte.

Ruben führte ihn wie ein ortskundiger Fremdenführer in eine Welt hinab, die für viele Menschen die Normalität darstellt: in die Welt der Gestressten, der Ausgebrannten, der unfreiwillig Kinderlosen, der Mittellosen, der Arbeitslosen. Viktor traf dort auf Menschen, die ihren Anführern, ihren Vorgesetzten, ihren Repräsentanten nur allzu gern vertraut hätten, aber immer wieder enttäuscht wurden. Sie alle waren auf wohlklingende Versprechen hereingefallen, um am Ende wie die letzten treuherzigen Trottel dazustehen, die von einer fairen Vereinbarung ausgegangen waren, weil sie an das Gute im Menschen glaubten. Weil sie naiv waren und die anderen gerissen.

„Wir sind schon viel zu lange enttäuscht worden“, sagte Viktor. Aber er wusste, dass es auch unsere eigene Schuld war. Zur Täuschung gehören immer zwei. Wir haben uns täuschen lassen. So wohlig und bequem war die Illusion lange Zeit gewesen, dass die höchsten Posten der Gesellschaft an diejenigen vergeben werden, die dafür auch am besten geeignet sind. Daran hatten wir doch alle geglaubt. Und ein ums andere Mal hat sich das als Trugschluss erwiesen und es kamen diejenigen an die Macht, die sich mit

Verantwortlichkeit schwer taten und nur nach ihrem persönlichen Vorteil schauten.

Von unglücklichen Zufällen konnte man da längst nicht mehr sprechen. Viktor vermutete dahinter eine Methode, zumindest einen außer Kontrolle geratenen Mechanismus. Oder einen „Fehler in der Matrix“, wie Ruben es einmal ausdrückte. An irgendeiner Stelle versagte das System, immer und immer wieder. Wir wussten nur noch nicht, an welcher.

## 4. Kapitel

*Seit sein Enkel Felix neulich angerufen hat, verhält Viktor sich anders, als ich es von ihm kenne. Er schaut oft abwesend aus seinem Zimmerfenster in die Grünanlage vor dem Heim oder steht minutenlang wie angewurzelt im Flur herum. Manchmal muss ich ihn dreimal rufen, ehe er sich umdreht. Oder er vergisst mitten im Gespräch, worum es ging. Sein Pfleger ist schon ganz besorgt an mich herangetreten: Seit wann er dieses Verhalten zeige und ob es sich verschlechtere? Ich konnte den jungen Mann beruhigen. Viktor sei einfach sehr aufgeregt, sagte ich ihm, mehr nicht.*

*Er geht in Gedanken immer wieder die Stationen seines Lebens durch, er macht das sehr gewissenhaft und konzentriert. Dabei versucht er, sich einzelne Szenen in Erinnerung zu rufen, nach denen Felix höchstwahrscheinlich fragen wird. Wie war es damals? Was hat er gefühlt, gedacht, gesagt? Er ist sich oft nicht sicher, ob er*

*Bilder durcheinander bringt und ob er manches schöner oder schrecklicher im Kopf behalten hat, als es tatsächlich war.*

*Das Sortieren seiner Erinnerungen wird jedoch jäh unterbrochen von einem Anruf, der mit „Bis morgen dann“ endet. Wie plötzlich doch die Semesterferien angefangen haben, stellt Viktor fest. Felix hat sich für den morgigen Nachmittag zum ersten Interview angekündigt. Er will die ganzen Semesterferien in München verbringen, auch um die Stadt besser kennenzulernen, immerhin hat Viktor hier acht Jahrzehnte gelebt. Auch den Medienkonzern Ritter kann man noch besichtigen, allerdings befindet er sich nicht mehr in der Hand der Familie Ritter und ist auch sonst ein anderer geworden – vor allen Dingen unbedeutender. Er hat den Sprung in die neue Zeit nicht recht geschafft.*

*Da Felix als Student bereits das bedingungslose Grundeinkommen erhält, kann er sich ohne Geldsorgen in München aufhalten. Er hat sich in einem günstigen Hotel eingemietet, nur wenige Gehminuten vom Heim entfernt.*

*Um drei Uhr klopft es an Viktor's Zimmertür. Viktor steht langsam auf, zupft sich im Gehen das Hemd zurecht, streicht sich mit der Hand noch einmal die Locken aus der Stirn und öffnet die Tür. Im Türrahmen steht ein großer junger Mann, sehr aufrecht, aber auch ein bisschen unsicher, und schaut ihn verlegen lächelnd an.*

*„Schön hast du es hier“, bemerkt Felix, nachdem er das großzügige Zimmer einmal durchschritten hat. Er hat seinen Großvater noch nie besucht, seit der hier vor ein paar Jahren eingezogen ist. Der quadratische Raum hat weiße Wände, an denen viele gerahmte Bilder und ein dezenter Bildschirm hängen. Auf dem Boden liegt ein heller Laminatboden und die Holzmöbel haben abgerundete Ecken. Irgendjemand hat große Topfpflanzen in die Zimmerecken gestellt, es sieht wohnlich aus.*

*„Auf ungefähr so vielen Quadratmetern hausen in Berlin drei oder vier Studenten auf einmal“, meint Felix schmunzelnd.*

*„Ich muss sagen, es ist ganz passabel, in den 2060ern alt zu sein.“*

*„Wie war es denn früher?“*

*„Als ich in deinem Alter war, war das kein Vergnügen. Da waren Seniorenheime noch gewinnorientierte Unternehmen in privater Hand, deren Qualität man immer weiter mindern musste, wenn man an der Altenpflege noch etwas verdienen wollte. Es gibt schauerliche Geschichten von Verwahrlosung, die erspare ich dir lieber.“*

*„Dieses Heim hier finanziert der Staat, nicht wahr?“*

*„Ja, im Gesundheitssektor und im Pflegebereich ist die Privatisierung vollständig zurückgedreht worden, so wie in vielen anderen Bereichen der öffentlichen Daseinsvorsorge auch.“*

*„Kaum zu glauben, dass man einmal versucht hat, mit Kranken und Alten Geld zu verdienen ...“*

*„Sei's drum, das ist Vergangenheit und wir haben daraus gelernt. Freu dich, dass du dich auf deine Zukunft freuen kannst. Du darfst nur nicht die falschen Politiker wählen!“*

*„Ich weiß schon, wo ich mein Kreuzchen mache“, antwortet Felix lachend.*

*„Na?“*

*„Bei der ISM natürlich!“*

*„Eine vernünftige Entscheidung.“ Viktor lächelt zufrieden.*

*Felix schaut sich noch einmal im Zimmer um. „Ich dachte, du wohnst mit Großmutter zusammen ...“*

*„Sie wohnt ein Zimmer weiter und kann sich dort frei entfalten.“*

*„Ach!“*

*„Keine Sorge, wir sehen uns in der Regel mehrmals am Tag. Es ist kein Zeichen einer Beziehungskrise, wenn zwei alte Menschen nicht mehr dasselbe Zimmer teilen. Manchmal, wenn keiner von uns vor die Tür gehen mag, kommunizieren wir über diesen Bildschirm hier“, sagt Viktor lachend.*

*Allmählich legt sich bei beiden die anfängliche Aufregung. Felix hat seine Jacke an der Garderobe aufgehängt und schaut sich ausgiebig um. Sein Augenmerk gilt vor allem den Bildern an der Wand und den Büchern im Regal.*

*Viktor hat Felix zuletzt bei seiner Abiturfeier gesehen, das ist zwei Jahre her. Der Junge hat sich seitdem nicht großartig verändert. Vielleicht sind seine Gesichtszüge etwas mannhafter geworden, überlegt Viktor, während er ihn betrachtet.*

*Felix hat von seiner Mutter dunkelbraune Haare und einen etwas dunkleren Teint geerbt, aber die voluminösen Locken hat er von ihm, da ist Viktor sich sicher – und er trägt sie auch genauso wie er: eine Spur zu lang. Felix setzt sich an den kleinen Tisch vor dem Fenster und packt einen Notizblock aus seinem Rucksack.*

*Eine Frage brennt Viktor unter den Nägeln: „Wie ist das eigentlich, befragst du noch jemanden zu meiner Person?“*

*„Ich wäre doch schön blöd, wenn ich es nicht täte!“*

*„Wen denn?“*

*„Ich verrate nur so viel: Diese Person wohnt nicht weit entfernt.“*

*„Nun gut, dann will ich mich damit begnügen.“*

*„Okay.“*

*„Ach, eins noch! Du schreibst doch wohl nicht nur mit, sondern nimmst auch auf, oder?“*

*„Klar.“*



Viktor sucht den Tisch mit den Augen ab. Felix schmunzelt und tippt mit dem Finger auf seine Armbanduhr. „Die kann alles.“

Felix räuspert sich vor der ersten Interviewfrage.

„Viktor, du wurdest im Jahr 1982 geboren.“

„Korrekt.“

„Ich habe ja viel über diese Zeit gelernt und gelesen. Aber ich kann mir trotzdem nicht vorstellen, wie sich die 1980er und die Jahre danach angefühlt haben. Wie war es, in dieser Zeit jung zu sein?“

„Wo fange ich da nur an?“ Tausend Gedanken und Satzanfänge tanzen einen wilden Reigen hinter Viktors Stirn.

„Am besten bei deiner ersten Eingebung.“

„Soll ich einfach drauflos ...?“

„Bitte! Ohne Punkt und Komma.“

„Nun, aus den achtziger Jahren habe ich natürlich nicht viele Erinnerungen“, beginnt Viktor. „Ich bin ja auf eine Privatschule gegangen, habe auf dem großen Anwesen meines Vaters gespielt und war bei schönem Wetter häufig auf dem Starnberger See segeln. Das hat leider dafür gesorgt, dass ich von der Welt jenseits unseres Gartenzauns nicht allzu viel mitbekommen habe. Deshalb fange ich bei den Neunzigern an, meiner Jugendzeit, wenn es dir recht ist. Da bin ich mehr herumgekommen.“

Felix nickt und lehnt sich auf dem Holzstuhl ein wenig zurück.

„Ich glaube“, sagt Viktor, „den prägenden Satz zum Zeitgefühl dieser Jahre hat Francis Fukuyama 1992 ausgesprochen, als er meinte, das Ende der Geschichte sei erreicht.“

„Wie kam er darauf?“

„Nun, in erster Linie meinte er das Ende des Systemkampfes. In den Jahrzehnten davor hatten sich die Vertreter von Kommunismus und Kapitalismus recht erbittert gezankt, der Kapitalismus

siegte letztendlich fast überall auf der Welt. Auch die Demokratie setzte sich fast überall mehr oder weniger durch. Tja, und danach gab es keine neuen Ideen mehr, wie man eine Gesellschaft noch gestalten könnte. So sah es zumindest aus der Vogelperspektive aus.“

„Und wie hat sich das im Alltag bemerkbar gemacht?“

„Nun, wir wussten, es gibt diese Demokratie, in der wir leben, und man soll regelmäßig wählen gehen. Wir wählten linke Parteien, wenn wir wenig Geld übrig hatten. Wir wählten rechte Parteien, wenn wir unser Geld schützen wollten. Aber wir wählten kein großes Ganzes, verstehst du?“

„Jeder hat nur für sich gewählt.“

„Genau, jeder für sich. Dann gab es da noch die Marktwirtschaft und die Erwartung, dass man regelmäßig konsumierte. Und alle taten es, Tag für Tag. Man kaufte alles Notwendige und danach noch ein bisschen mehr: Kosmetik für das Wohlgefühl, Wellness-Getränke für den Entspannungseffekt, Autos für den puren Fahrspaß.“

„Fahrspaß?“

„Damit kann man heute keine Werbung mehr machen, oder?“

„Es klingt befremdlich. Fast ein wenig satirisch.“

„Das denke ich auch manchmal. Die Vergangenheit trägt im Rückblick stark satirische Züge. Aber das hat man damals natürlich anders wahrgenommen. Die Dinge besaßen so wenig Relevanz, dass Kolonnen von Werbetextern sich den Kopf zerbrechen mussten, wie man überhaupt noch Bedürfnisse wecken kann.“

Viktor kommt immer mehr ins Erzählen. Er beschreibt, wie sich in ihm damals der Eindruck verfestigte, die Gesellschaft sei am Ende einer Entwicklung angekommen und mit etwas Neuem sei nicht mehr zu rechnen. Die maximale Sättigung war allenthalben erreicht. Die Zufriedenheit war so groß, dass sie schon in Lange-

weile und Bösartigkeit umzuschlagen begann. Der Markt hatte alles zu bieten, was man nur irgendwie eintüten konnte. Die Politik hatte alles zu bieten, was man nur irgendwie fordern konnte. Es gab in etwa so viele politische Forderungen wie Joghurtsorten im Supermarkt. Vor beidem sah man die Menschen stirnrunzelnd stehen. Sie gingen einkaufen aus reinem Zeitvertreib. Und sie gingen wählen, wenn das Wetter schön war und es nichts Besseres zu tun gab. Das einzige, was im Sortiment fehlte, waren neue Ideen. Zukunftsvisionen. Man hatte sie wohl aussortiert, wegen zu geringer Nachfrage.

„Hast du dich als politischer Mensch in dieser Zeit nicht entsetzlich gelangweilt?“

„Das kann ich dir sagen! Gerade die neunziger Jahre kamen mir vor wie ein furchtbar unbedeutendes Jahrzehnt. Ich habe es damals als unglücklichen Zufall empfunden, dass ich in eine so geschichtslose Zeit hineingeboren worden bin.“

„Darum hätten dich viele der historisch Gezeichneten sicherlich beneidet. Zum Beispiel dein eigener Großvater, der den letzten Weltkrieg erlebt hat.“

„Gut möglich, aber das hätte mich sicher wenig getröstet. Ich wusste damals nicht, wohin mit meinen überschüssigen Kräften. Meinem Leben fehlte ein Thema, ein Grund. Ich habe verzweifelt danach gesucht, doch die Zeit bot mir keinerlei Inspiration.“

„Was hast du da gemacht?“

„Ich habe in der Oberstufe eine Vorliebe für historische Romane entwickelt, um ein Gefühl dafür zu bekommen, was es heißt, in einer geschichtlich bedeutsamen Epoche zu leben. Dicke Wälzer habe ich verschlungen, während ich meinen Vater in dem Glauben ließ, für die Schule zu lernen.“

„Mit welchen Themen hast du dich beschäftigt?“

*„Meine Güte, mit so vielen ... Beispielsweise mit der Entdeckung Amerikas, mit der industriellen Revolution, mit der Weltwirtschaftskrise von 1929. Was mich brennend interessiert hat, waren Zeiten des Umbruchs und des Aufbruchs. In den Neunzigern fand ich die Vergangenheit wesentlich spannender als die Zukunft.“*

*„Hast du damals eigentlich auch Tagebuch geschrieben?“*

*Viktor nickt. „Ein einziges, aber das bis zur letzten Seite.“*

*Als Viktor nach dem Studium aus seinem Elternhaus am Starnberger See ausgezogen war, hatte er es überraschend wiedergefunden. Ein kleines, in blaues Leder eingebundenes Büchlein. Es lag ganz unten in seinen Kartons und war von den darüber gestapelten Erinnerungsstücken so stark zusammengepresst worden, dass Viktor die Seiten vorsichtig voneinander abziehen musste.*

*Just in der Sekunde des Entdeckens fiel ihm die Geschichte dazu wieder ein: Sein Kindermädchen hatte ihm dieses Büchlein zu seinem vierzehnten Geburtstag geschenkt mit der Empfehlung, seine Gedanken besser dort als in der Gegenwart seines Vaters zum Ausdruck zu bringen. Das würde ihm viel Streit ersparen. Viktor hatte ein sehr konstruktives Kindermädchen gehabt.*

*„Gibt es das Buch noch?“*

*„Ja, wenn ich nur wüsste, wo?“ Viktor steht auf und blickt etwas ratlos auf seine Kisten und Schubladen. „Eigentlich hilft mir ja dieser Bildschirm dabei, nichts zu verlieren.“*

*„Wie das?“*

*„Wenn ich etwas suche, muss ich nur den Bildschirm befragen und er sagt mir, wo ich es finden kann. Aber das funktioniert nur mit den wichtigsten Gegenständen, glaube ich ...“*

*Viktor öffnet ein paar Schubladen und schließt sie wieder. Schließlich findet er das Buch in der Schublade, in der er auch alte*

*Aufsatzhefte aus der Schule aufbewahrt. Er blättert ein wenig darin herum und stößt auf einen Eintrag, den er Felix unbedingt zeigen möchte. „Schau her, das passt doch zu unserem Thema!“*

*Auf den vergilbten Seiten steht in krakeliger Jungenhandschrift geschrieben: „Geschichte ist, wenn etwas passiert, und nachher ist nichts mehr so, wie es vorher einmal war. Darum braucht man immer neue Ideen. Gehen die Ideen aus, ist es auch mit der Geschichte zu Ende. Dann treten wir Menschen nur noch auf der Stelle herum. Wie Elefanten in Gefangenschaft.“*

*„Stimmt, das passt. Aber wie bist du ausgerechnet auf Elefanten gekommen?“, will Felix wissen.*

*„Das frage ich mich auch gerade ... Halt, ich weiß es wieder! Ich war mit meinem Kindermädchen und einem Schulfreund im Zoo in Thalkirchen – der ist übrigens heute noch sehenswert. Es war ein sommerlicher Tag, wir haben Eis gegessen und waren guter Laune.“*

*„Bis ihr zum Elefantengehege kamt.“*

*„Ja, dort habe ich diese riesigen Tiere gesehen, die nur dumpf von einem Bein aufs andere traten. Das hat einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Ich verstand auf einmal, wenn auch wir Menschen auf der Stelle treten, dann treffen andere die Entscheidungen für uns. Und letztlich ist uns ja genau das passiert.“*

*„Wie darf ich das verstehen?“*

*„Sagen wir so: Unter dem Deckmäntelchen von Wohlstand, Unterhaltung und Langeweile ist das gesellschaftliche Konstrukt ausgehöhlt worden, quasi entkernt. Bis es zu jener großen Krise kam, der man viele Namen gegeben hat, um die Verantwortung möglichst großflächig zu verteilen: Immobilienkrise, Bankenkrise, Finanzkrise, Wirtschaftskrise, Staatsschuldenkrise, Währungskrise und so weiter. Das hattest du bestimmt alles in der Schule.“*

*„Ja, klar. Aber erzähl mir trotzdem davon.“*

*„Es begann im Jahr 2007, so viel lässt sich immerhin sagen. Ich war Mitte zwanzig, mit dem Studium fertig, und wäre ich nicht ausgerechnet in diese Familie hineingeboren worden, hätte ich mich wohl einreihen können in die lange Schlange vor dem Arbeitsamt. Aber das Entscheidende für mich war, dass ich die Frage nach der Geschichte auf einmal glasklar beantworten konnte: Ich befand mich mittendrin.“*

*„Dann hatte dieser Fukuyama also Unrecht.“*

*„Offensichtlich. Völlig überraschend war die Geschichte einfach weitergegangen und es bestand Hoffnung, dass es noch spannend werden würde: Die Weltwirtschaft steckte in einer tiefen Rezession, die Bürger mussten Banken retten und die Depression wurde zur allgemeinen Volkskrankheit, über die man in jeder Talkshow sprach.“*

*In jener Zeit war Viktor erst so richtig klar geworden, dass die Menschen ganz am Anfang eines langen Weges standen, völlig egal, wie viele neue Jahre sie schon korkenknallend gefeiert hatten, in dem unvermeidlichen Glauben, dass es modernere und fortschrittlichere Zeiten als diese niemals geben würde. Doch dann, nach dem Ausbruch der Krise, hofften auf einmal alle inständig, dass es sehr wohl modernere und fortschrittlichere Zeiten geben möge und dass sie möglichst bald anbrächen.*

*„Eine Sache verstehe ich in diesem Zusammenhang immer nicht“, sagt Felix.*

*„Nämlich?“*

*„Die Folgen der Krise waren doch angeblich für so viele Menschen verheerend, dennoch dauerte es Jahre, bis sich erste Proteste gegen die Mächtigen formierten.“*

*„Felix, ich muss ganz ehrlich gestehen: Ich habe diese Zeit zwar erlebt, aber restlos verstehen kann ich sie auch nicht. Vermutlich hat uns der Vorkrisenwohlstand einfach noch ein paar Jahre ganz gut ernährt. Wir waren insgesamt zu lethargisch und politischen Protest nicht gewöhnt.“*

*Eigentlich hätten die Menschen viel früher aufwachen oder irgendeine andere Reaktion des Entsetzens zeigen müssen, fand auch Viktor. Doch erst im Frühjahr 2011 taten sie sich zusammen, um ihren Unwillen auszudrücken. Viktor hatte die Fernsbilder noch gut vor Augen: Es war in Portugal gewesen, wusste er noch. Ein aus deutscher Sicht beliebtes Reiseland, in dem man schlechte Laune gar nicht vermutete. Die Sonne schien und die Jugend ging auf die Barrikaden. Sie nannten sich Geração à rasca und sie demonstrierten gegen Ungerechtigkeit und Perspektivlosigkeit. Kurz darauf folgten die Indignados in Spanien – und so ging es weiter.*

*Innerhalb weniger Wochen und Monate demonstrierten Menschen in allen großen Städten Europas, aber sie sorgten nicht für den überfälligen Flächenbrand, den Viktor in dieser angespannten Situation eigentlich erwartet hätte. Und in Deutschland blieb es ganz besonders ruhig. Trotz Krise kauften die Menschen weiter ein, standen weiter ratlos vor den Joghurtregalen und gingen weiter wählen, wenn das Wetter schön war.*

*„Es war schmerzlich zu erkennen, in welche Lage sich die Gesellschaft manövriert hat“, erinnert Viktor sich. „Und irritierend war es auch, ja, vor allem das.“*

*„Du warst vor allem irritiert?“*

*„Ja, das war in meinen Zwanzigern mein emotionaler Grundzustand. Ich habe mich manchmal gefragt, ob mein Leben versehentlich in einem Irrenhaus stattfindet, in das mich irgendwelche Umstände verschlagen haben. Alles um mich herum kam*

*mir irre vor. Es ist mir unglaublich schwer gefallen, mich an diese Welt zu gewöhnen. Sie bemühte sich in meinen Augen nicht einmal darum, eine annehmbare Normalität vorzugeben, was ich immerhin noch als höflich empfunden hätte.“*

*Ist das wirklich das 21. Jahrhundert, hatte Viktor sich als junger Mann oft gefragt. Er hatte andere Vorstellungen von dieser Zeit gehabt, bevor sie begann. Während seiner Kindheit glaubte er, Menschheitsprobleme wie Armut, Hunger und Unrecht würden bald gelöst sein, und lebte recht gut mit seinem Kinderglauben an eine bessere Welt, die schon punktgenau anbrechen würde, sobald er ins Erwachsenenleben startete.*

*Doch eine bessere Welt brach nicht an, stattdessen brach die Welt immer weiter auseinander, je älter er wurde. Verdutzt hatte er irgendwann seine Geschichtsromane beiseite gelegt und auf das geschaut, was aus der Gesellschaft geworden war, die er und seine Generation einmal übernehmen sollten.*

*„Als mir das Ausmaß der Krise und vor allem das Ausmaß des moralischen Versagens bewusst wurde, war ich baff“, erzählt Viktor weiter.*

*Felix' Bleistift fliegt kratzend über das Papier.*

*„Ich hatte das Gefühl, dass wir bei so vielen wichtigen Fragen von vorn beginnen müssen. Auf einmal diskutierten wir wieder grundlegend über Gerechtigkeit, Verantwortung und Nachhaltigkeit, als hätten diese Begriffe keine Vergangenheit. Als gäbe es in dem riesigen Erkenntnisschatz der Menschheit irgendwo ein Leck, aus dem unablässig etwas herausfließt, sodass wir vor lauter Vergesslichkeit alle Holzwege noch einmal beschreiten müssen! Ich habe mich gefragt, ob wir nicht inzwischen zumindest eine grobe Ahnung davon haben sollten, was ein guter Mensch, was anständiges Verhalten und was ein sinnvolles Leben ist. Waren wir*



*uns darüber immer noch nicht einig geworden? Und was – zum Teufel noch mal – hielt uns davon ab, danach zu handeln?“*

*Felix schaut von seinem Notizblock auf. „Kann ich das denn alles so zitieren?“*

*„Natürlich! Weißt du, Felix, ich war so voller Fragen, randvoll, übervoll. Ich fragte mich, welche der modernen Versprechungen überhaupt noch galten und wo wir um etwas betrogen worden sind. Hat uns die freie Wirtschaft mehr Wohlstand für alle beschert? Ist unsere Freiheit durch die Individualisierung wirklich gestiegen? Schenkt uns die Technik tatsächlich mehr Zeit?“*

*Viktor beugt sich ein wenig vor und spricht auf einmal ganz leise: „Oder ist die Moderne am Ende nur ein ganz gewöhnliches Marketingkonzept gewesen, das uns allen etwas sehr Unbequemes schmackhaft machen sollte?“ Er lehnt sich wieder zurück und fährt im normalen Tonfall fort. „Solche Fragen habe ich mir damals gestellt. Und nach den Antworten habe ich mich so sehr gesehnt, so sehr, das glaubst du gar nicht.“*

## **5. Kapitel**

Nachdem Viktor sich als Betreuer der Auszubildenden hinreichend bewährt hatte, übertrug Arthur Ritter seinem Sohn bedeutungsvollere Aufgaben. Es wurde bald zu seiner Hauptaufgabe, neue Projekte und Geschäftsfelder zu erschließen. Im Prinzip mochte Viktor diese Tätigkeit, denn er hatte mit neuen Ideen zu tun, bisweilen mit interessanten

Menschen, und kam durch die vielen Termine auch im Land herum.

Für seinen Vater jedoch bedeutete dieser Geschäftsbereich im Grunde genommen ein Dilemma: Er wollte auf der einen Seite einen innovativen Konzern führen, der sich für neue Ideen interessiert, auf der anderen Seite aber auch keine Projekte finanzieren, die nicht die gewünschte zweistellige Rendite erbrachten. Zwischen diesen beiden Polen musste Viktor Entscheidungen treffen. Das war zwar möglich – zufriedenstellend aber war es nicht.

Es verging kaum eine Woche, in der Viktor uns nicht von spannenden Projekten berichtete, die er zu gern umgesetzt hätte, doch sein Vater gab die Finanzierung nicht frei. Wenn Gelder flossen, dann in Geschäfte, die sich bereits andernorts bewährt hatten und eine hohe Rendite versprachen. So konnte Arthur Ritter eine Tradition wahren und Jahr für Jahr neue Rekordgewinne verkünden. Viktors Vater, das muss man vielleicht dazu sagen, hing einer damals sehr verbreiteten Ideologie an: Er glaubte an ewiges Wachstum. Und dafür brauchte er Gewinne, immer weiter wachsende Gewinne. Das hatte er den Anteilseignern versprochen, sogar schriftlich, und nun war er in der Pflicht.

Als Arthur Ritter das Unternehmen von seinem Vater übernommen hatte, war Geld nicht das Problem gewesen, es floss ihm von allen Seiten zu. Er konnte gute Löhne zahlen, rauschende Feste feiern und in gehobene Immobilien investieren – und trotzdem stiegen die Gewinne mit jedem Jahr weiter an.

Doch mit der Jahrtausendwende wurde das Geld knapper, so wie überall im Land. Mit dem Zerplatzen der New-

Economy-Blase brach das Jahrzehnt der Krisen an. Dem Ritter-Konzern machte das sehr zu schaffen.

Die Abonnentenzahlen gingen kontinuierlich zurück, die Anzeigenkunden und Sponsoren knauserten; es war, als drehe eine Geisterhand den Geldhahn immer fester zu – für Arthur Ritter, der als Nachkriegskind nur den Wohlstand kannte, eine völlig neue Erfahrung.

Doch da er trotz allem noch an ewiges Wachstum glaubte – er hatte nichts anderes gelernt –, machte er das Unmögliche möglich: Er ließ sein Unternehmen wachsen, obwohl es gleichzeitig immer weniger verkaufte. Mit ein wenig kaufmännischem Geschick war das möglich. Wo er nur konnte, versuchte Arthur Ritter, mehr Arbeit für weniger Geld zu bekommen. Er lagerte Personal in günstigere Unterfirmen aus, holte bei Bedarf Leiharbeiter oder Absolventen mit Jahresverträgen ins Haus und besetzte frei werdende Stellen nicht, sodass die verbleibenden Leute mehr arbeiten und Überstunden machen mussten. Als er zum ersten Mal eine Zeitung ganz ohne feste Redaktion mit Inhalten befüllen ließ, ging noch ein Aufschrei durchs Land. Wenig später führte er dieses System im ganzen Unternehmen ein und die Öffentlichkeit gewöhnte sich auch daran.

Viktor hat mir einmal gestanden, dass er erschreckend lange gebraucht hat zu erkennen, wie absurd die Strategien seines Vaters waren. Er hielt sie zunächst für völlig normal. So wie man Dinge eben für normal hält, die man nicht anders kennt. Erst als Viktor zu studieren begann und der Abstand zu seinem Elternhaus größer und sein Verständnis von den Dingen tiefer wurde, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Das kann doch niemals auf Dauer gut gehen.

Sein Vater hatte keine erkennbaren Zweifel an dieser Art des Wirtschaftens, was sicher auch daran lag, dass er sich mit seinen Überzeugungen in guter Gesellschaft befand. Es war in seinen Kreisen trotz Krise immer noch schick, den monetären Zielen den Vorrang vor allem anderen zu gewähren.

Irgendjemand schien den klassischen Unternehmerethos, der auch die Verantwortung gegenüber den Mitarbeitern, den Anstand gegenüber den Kunden und die Langfristigkeit der Unternehmensziele kennt, zum kollektiven Feind erklärt zu haben, als Viktor gerade nicht genau hingehört hatte, denn sonst hätte er laut „Halt!“ geschrien und wäre energisch dazwischen gegangen.

Doch außer Viktor, dem fehlgeleiteten Sohn mit den falschen Freunden, rümpfte in Arthur Ritters Umfeld niemand die Nase, wenn er immer weniger Menschen immer mehr Arbeit für immer weniger Lohn verrichten ließ, nur damit er immer höhere Renditen auszahlen konnte, von denen sich irgendwelche wohlhabenden Menschen dann das dritte Ferienanwesen, die vierte Mittelmeerjacht und den fünften Handtaschenhund kaufen konnten.

Es stimmte Viktor traurig, dass er Abscheu empfand, wenn er an seinen Vater dachte, aber er konnte die Dinge nicht mehr schönreden. Wir sprachen oft über diese Themen, da sie Viktor sehr beschäftigten.

Einmal sagte er in einer Mischung aus Wut und Resignation: „Wir sind bald kein Medienhaus mehr, das zufällig auch Gewinne abwirft, sondern ein Gewinnproduzent, der zufällig auch Medien herausbringt. Unser Geschäftsmodell ist binnen einer Generation ad absurdum geführt worden.“

Ich könnte den ganzen Tag nur den Kopf schütteln, aber das führt ja zu nichts.“

Viktor beschränkte sich noch einige Zeit aufs Zuschauen. Während Arthur Ritter sich bei jeder Gelegenheit als kluger Lenker präsentierte, erkannte Viktor längst eine gewisse Getriebenheit in seinem Tun. Herrschte sein Vater noch, fragte er sich, oder wurde er längst beherrscht? Führte er noch, oder war er längst verführt worden? Und wenn ja, von wem?

Mitten im Sommer des Jahres 2011 erwartete Viktor im Verlagshaus eine Überraschung. Er war bei guter Laune, als er vor dem Bürohaus parkte. Im Fahrstuhl summte er einen aktuellen Sommerhit vor sich hin und stieg voller Elan im zehnten Stock aus. Nach drei Schritten bremste er jedoch abrupt ab.

Vor seinem Büro sah er seinen Vater stehen, zusammen mit einem Mann. Sie unterhielten sich leise und wirkten vertraut. Viktor hatte den Eindruck, dass sie sich bereits länger kannten. Ihm war dieser Mann jedoch fremd, der ihm als der neue Unternehmensberater vorgestellt wurde und auf den Namen Armin hörte. Musternd schüttelten sie sich die Hände.

„Armin wird das leerstehende Bürozimmer gegenüber von deinem beziehen, bis wir etwas Adäquateres gefunden haben“, verkündete Arthur Ritter.

Viktor runzelte die Stirn. Es gab keine besseren Bürozimmer in dieser Etage, außer seinem und dem seines Vaters.

„Herzlich willkommen in unserem Haus“, hörte er sich dann sagen. „Ich zeige Ihnen nachher gern unsere Abtei-

lungen und mittags können wir alles Weitere in der Kantine besprechen.“

Arthur Ritter schaute seinen Sohn hochzufrieden an und zog Armin dann in sein neues Büro. Viktor setzte sich an seinen Schreibtisch und starrte für ein paar Minuten auf den Bildschirm, der blinkend vor seinen Augen erwachte. Dutzende E-Mails schnurrten in sein Postfach. Er überflog die Zeilen aus Gewohnheit, ohne auch nur ein Wort wirklich zu lesen. Was hatte das nur zu bedeuten, überlegte er fieberhaft. Unternehmensberater liefen ja ständig durchs Haus, aber nun kam einer mit eigenem Büro?

Armin also. Viktor beschrieb ihn uns als hochgewachsenen, sonnengebräunten Mann Ende Dreißig. Träger einer Miene, die nicht erwachsen werden wollte, und einer darüber gespannten Haut, die nicht jung bleiben konnte. Er hatte einen festen Händedruck und einen entschlossenen Gang. Viktor beobachtete ihn in den ersten Tagen genauer und stellte Erstaunliches fest. Beim Vortragen im Konferenzzimmer achtete Armin beispielsweise darauf, dass das Tageslicht günstig auf sein Gesicht fiel, und gefühlt mindestens einmal pro Stunde zog er mit einem dunkelgrauen Herrenkamm seine Haare glatt, sodass sie platt an seinem Schädel klebten, gehorsam und adrett. Armin war unübersehbar ein Mann mit Führungsanspruch, auch gegenüber seinen Haaren.

Viktor wurde den Eindruck nicht los, dass Armin permanent in Eile war. Er lief auf Hochtouren, von früh bis spät. Vermutlich war er mit seiner Karriere in Verzug, glaubte Viktor herauszuhören. Wollte er nicht mit Ende dreißig schon viel mehr erreicht haben? Vom ersten Tag an schob

Armin in seinem neuen Büro Überstunde um Überstunde, wohl in der Hoffnung, die verloren geglaubte Zeit wieder aufzuholen. Häufig kam er mit jungen Angestellten ins Gespräch, die ihn wissbegierig nach seinem Erfolgsrezept fragten, denn offensichtlich sah er erfolgreich aus. Viktor konnte solchen Gesprächen von seinem Büro aus lauschen, wenn sie beide die Türen nicht geschlossen hatten.

„Wenn Sie Erfolg haben wollen, merken Sie sich eins“, sagte Armin dann gern, „Karriere beginnt nach 18 Uhr.“

Und Viktor sah die jungen Frauen und Männer auf diese Empfehlung hin bis spät nachts vor ihren Rechnern sitzen. Wenn sie ihn um Karrieretipps baten – was selten genug geschah –, sagte Viktor nur: „Machen Sie gute Arbeit bis 18 Uhr und dann leben Sie bitte. Reisen Sie, lieben Sie, leiden Sie, kommen Sie aus dem Wochenende zurück mit Blumen, Blessuren oder Knutschflecken – egal was.“

Und trotzdem waren die Schreibtische besetzt bis kurz vor Mitternacht. Viktors Rat war nicht ganz so gefragt bei den jungen Mitarbeitern. Vielleicht, weil er auf den ersten Blick nicht ganz so erfolgreich aussah.

Nachdem einige Tage vergangen waren, ohne dass Viktor erfahren hätte, was Armin eigentlich bei ihnen sollte, klärte sein Vater ihn darüber auf. Armin sei von ihm persönlich damit beauftragt worden, das Unternehmen umzustrukturieren. Sie sollten innovativer und effizienter werden. Also produktiver bei geringeren Kosten. Wie das ging, wusste Armin gut, denn er war gelernter *Change Manager*, so stand es jedenfalls in seinem Lebenslauf.

„Er ist der Beste seines Jahrgangs, Elitestudent und Stipendiat“, schwärmte Arthur Ritter.

Viktor zog dezent die Augenbrauen hoch. „Hat er denn schon einmal in einer Druckerei gearbeitet? Oder in der Redaktion eines Verlags?“

Sein Vater schüttelte den Kopf. „Einer wie Armin muss das nicht. Sein Verständnis von den Dingen ist größer als das anderer Menschen. Du wirst schon sehen.“

Da beschloss Viktor, seine Vorurteile und Befürchtungen zu verdrängen und den Übermenschen einfach mal machen zu lassen. Als Armin schließlich mit den Prozessen des Inspizierens und Analysierens fertig war, kam er zu dem Schluss: „Sie benötigen mehr Transparenz.“

Das klang in Viktors Ohren zunächst gar nicht so schlecht. Er stellte sich eine Verbesserung der Gesprächskultur vor – was sollte Armin auch sonst damit gemeint haben?

Doch als der Berater mit seiner ersten Amtshandlung begann und alle festen Wände der Bürozimmer durch Glaswände austauschen ließ, um im Vorbeigehen jederzeit genau einsehen zu können, welcher Mitarbeiter fleißig an seinem Platz saß und wer gelangweilt in der Nase bohrte und als Minderleister identifiziert werden konnte, zweifelte Viktor an dem Ansatz der Transparenz und hielt Armin von nun an für einen misstrauischen Pedanten.

Und wenn der Überflieger nach verrichteter Arbeit in sein Bürozimmer verschwand und die blickdichte Tür hinter sich zuzog, um als Einziger nicht beobachtet zu werden, stellte Viktor sich vor, wie er sich drinnen diebisch grinsend in seiner großen Nase bohrte.

Nach der ersten Woche mit Armin hatte Viktor dringlichen Redebedarf. Er rief sowieso oft in unserer Wohngemein-



schaft an, wo meistens ich ans Telefon ging, weil ich am häufigsten daheim war. Nach unseren Telefonaten sagte Viktor dann häufig seufzend zu mir: „Ach Esra, dir kann ich ja alles erzählen, du hörst immer so geduldig zu.“

Dieses Telefonat schnappte mir allerdings Ruben vor der Nase weg. Erst mal schien nur Viktor zu reden, Ruben jedenfalls beschränkte sich auf den Einwurf von einsilbigen Lauten wie „Ach“, „Ah“ oder „Mmh“.

„Das scheint ja ein ganz smarter Typ zu sein, dieser Armin“, sagte Ruben, als Viktor ausgesprochen hatte.

„Genau, smart ist er. Das ist jedenfalls das Adjektiv, das Vater bisher am häufigsten im Zusammenhang mit seinem Namen gebraucht. Armin erschnuppert die Bedürfnisse der wichtigen Menschen in seiner Umgebung und erreicht immer, was er will. Er redet tagein, tagaus nur geistloses Zeug, und Vater ist ihm vollends verfallen.“

„Höre ich da Neid heraus?“, fragte Ruben. „Weißt du, wenn du nicht immer so altklug wärst, würde dein Alter dich vielleicht auch mögen.“

„Ich werde den Teufel tun und mir Armin zum Vorbild nehmen! Ich verlöre schlagartig den Respekt vor mir!“

„Und dieser Armin, sag mal, trägt er maßgeschneiderte Anzüge?“

„Natürlich!“

„Hat er einen kosmopolitischen Lebenslauf?“

„Selbstredend. Und er kann ihn auswendig.“

„Vielsagende Visitenkarten?“

„Unmengen davon. Sie fliegen im ganzen Haus herum.“

„Mit einem dieser Phantasietitel?“

„Oh ja, ich glaube er war *General Manager for Advanced Change Management* ... Oder war es etwas anderes?“

„Schluss! Aufhören!“

„Na gut.“

„Kannst du ihn ernst nehmen?“

Viktor seufzte hörbar.

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf. Obwohl ich zugeben muss, dass alle meine bisherigen Versuche gescheitert sind.“

Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Wie soll man auch jemanden ernst nehmen, der nur selbstzufrieden herumstolzisiert in seiner überschaubaren Welt aus Hierarchien, Herrscherwillen und Statussymbolen.“

„Du solltest toleranter sein“, mahnte Ruben.

„Wir können gern tauschen.“

„Vielleicht hat er einen netten Kern.“

„Möglicherweise. Aber er ist ein Einzelkämpfer durch und durch. Es ist schwer genug, diesen narzisstischen Gockel nur zu tolerieren. Schon seine physische Nähe provoziert mich!“

„Und wenn du ihn nachmachst? Solche Leute wissen doch vor lauter Selbstüberschätzung meist gar nicht, wie sie wirklich ankommen.“

„Willst du mich ruinieren? Ich sehe doch, wie Vater ihn anschmachtet. Ihn nachzuäffen wäre mein Ende.“

„Nun, Viktor“ – Ruben legte eine rhetorische Pause ein –, „die alles entscheidende Frage ist ja: Ruiniert dich der Verlust deiner Position mehr als dein dortiger Verbleib? Denk mal drüber nach.“

Viktor wusste auf die Schnelle keine Antwort darauf. Ich gehe davon aus, dass er die Frage mit sich durch den Abend

schleppte und sie schließlich mit ins Bett nahm, wo sie sich unbeantwortet neben ihm in die Kissen kuschelte.

Bei Viktors nächstem Anruf in unserer Wohngemeinschaft war ich die Erste am Hörer. Viktor fing auch dieses Mal gleich an, über Armin zu sprechen.

„Er erinnert mich an irgendetwas“, sagte er. „Es ist diese Mischung aus totaler Überlegenheit bei gleichzeitiger inhaltlicher Dürftigkeit. Eine Mogelpackung!“

„Und woran erinnert dich das?“, wollte ich wissen.

„Ich glaube, fast unsere ganze Gesellschaft wird von solchen Mogelpackungen gelenkt. Ich verdränge das manchmal erfolgreich, um meine Laune zu retten, aber dann flaniert Armin durch mein Büro und schon wird es mir wieder schmerzlich bewusst.“

Viktor war aufgrund seiner Herkunft im Laufe seines Lebens immer näher an jene Leute herangekommen, die man gemeinhin zur Elite zählte, weil sie hohe Bildungsabschlüsse erreicht hatten, eine hohe Verantwortung trugen und deswegen auch entsprechend hohe Einkommen erzielten.

Er hatte seinen Vater oft genug auf Kongresse, Messen und Galaabende begleitet und sie dort alle kennengelernt: die Schönen und Reichen, die Wichtigen und Reichen, die Gerissenen und Reichen.

Viktor war tatsächlich lange Zeit davon ausgegangen, dass man an diese Leute, die Konzerne, Banken oder ganze Staaten lenkten, hohe Ansprüche stellen könnte, zum Beispiel, was ihre Vernunft, ihren Gerechtigkeitssinn und eine gewisse Besonnenheit angeht. Doch von wegen. Derartige tugendhafte Eigenschaften traf er dort so selten an, dass er

kaum noch von einem Zusammenhang ausgehen konnte. Seine Enttäuschung war groß, als er das erkannte. Und er konnte sich nicht entscheiden, was ihn mehr aufbrachte: die ernüchternde Erkenntnis oder seine beschränkte Wahrnehmung, die ihn auf dieses Blendwerk hatte hereinfallen lassen.

Viktor erzählte dann, mit welcher Ehrfurcht er als Zwanzigjähriger die Hochschule betreten hatte, um sein Wirtschaftsstudium zu beginnen und endlich mitreden zu können. Am ersten Tag hatte er in der hohen Eingangshalle der Universität gestanden, den Kopf in den Nacken gelegt und diese Kühle auf der nackten Haut verspürt, die Räume mit sehr viel Stein und Marmor abstrahlen. Doch seine anfängliche Ehrfurcht hielt nicht lange an. Recht bald schlug sie um in Ernüchterung. Im Nachhinein, gestand Viktor sich ein, hätte er vielleicht doch etwas anderes als Ökonomie studieren sollen. Und das ausgerechnet vor den Krisenjahren, als noch niemandem aufgefallen war, was aus dieser wissenschaftlichen Lehre geworden war. Er hatte es nun aber zu Ende studiert und wusste daher zu gut, wes Geistes Kind dieser Armin war.

In gewisser Hinsicht war das Studium für Viktor auch ein Alibi gewesen, um in seinen besten Jahren halbwegs unbehelligt leben zu können. Sein Vater wähte ihn damals endlich auf dem rechten Weg und hoffte wohl auch, er würde sich dort einem entsprechenden Freundeskreis anschließen, jedenfalls stellte er nicht allzu viele Fragen.

Viktor hat sich allerdings oft die Frage gestellt, ob er richtig entschieden hatte. Vielleicht war dieses Studium ein Fehler gewesen, denn seine besten Jahre wurden es nicht.

Vielleicht hätte er doch lieber Philosophie studieren sollen. Oder Soziologie so wie Ines, in deren umfangreichen Bücherregalen er sich verlieren konnte. Oder irgendein anderes Fach, in dem sein Hang zum Nachdenken erwünscht gewesen wäre. In seinem Fach war er es nicht.

Viktor hatte sich unter seinen Kommilitonen gefühlt wie ein Vegetarier unter Fleischessern, wie ein Atheist unter Theologen. Unter solchen Bedingungen erschöpft sich jede Toleranz irgendwann – und zwar auf beiden Seiten. Viktor war das ständig anwesende „Ja, aber“ im Hörsaal und er sah sich im Recht. Andauernd servierte man ihm haarsträubende Theorien, die er verinnerlichen sollte, obwohl sie nicht zu der Realität passten, so wie er sie wahrnahm. Als gegen Ende seines Studiums die große Krise hereinbrach, herrschten in den akademischen Kreisen um ihn herum große Ratlosigkeit und das unausgesprochene Abkommen, einfach so weiterzumachen wie bisher. Die Lehren, so meinte man, seien gewiss in Ordnung. Im Zweifel stimmte etwas mit der Realität nicht. Die Wissenschaft, die für die Wirtschaft zuständig war, hatte nichts geahnt, konnte nichts erklären und wollte auch nicht dazulernen, so Viktors Eindruck.

Er bestand darauf zu diskutieren, ob Unternehmen wirklich grenzenlos wachsen könnten. Wo führe das denn hin, menschlich und ökologisch? Und er fragte, ob Märkte sich tatsächlich von selbst regulierten und man sie in Ruhe lassen sollte, denn der derzeitige Zustand rechtfertigte diesen theoretischen Ansatz ja wohl kaum.

Das allein erschien Viktor Anlass genug für eine weitere Auseinandersetzung zu sein, an der aber außer ihm niemand interessiert war. Was er im Hörsaal auch vorbrachte, er

erntete nur Kopfschütteln und die Ermahnung des Dozenten, die Vorlesungen nicht so oft zu unterbrechen. Was ist das für eine Wissenschaft, die sich diesen Fragen entzieht, fragte Viktor sich zornig, aber stillschweigend. Das alles erschien ihm verdächtig theologisch. Die Ökonomie wirkte auf ihn nicht wie eine nach wahren Erkenntnissen und gesellschaftlichen Fortschritten strebende Wissenschaft, sondern wie ein interessengeleitetes Programm, das der Täuschung der Gesellschaft über das Vorhandensein dieser Interessen dient.

Auf dem Weg von der Hochschule ins Unternehmen hatte Viktor sich vorausschauend jede Ehrfurcht erspart, denn er war durchaus in der Lage, aus Erfahrungen zu lernen. An seinen Ambitionen hatte sich wenig geändert, jedoch glaubte er nicht mehr daran, sie in diesem Umfeld und völlig allein umsetzen zu können.

Dennoch tat er, was im Rahmen seiner Möglichkeiten stand. So richtete er sich beispielsweise in seinem Büro im zehnten Stock eine Sitzecke neben der Tür ein, die er Mitarbeitern anbieten konnte, wenn er sie zu einem Gespräch heraufgebeten hatte oder sie von sich aus auf ihn zugegangen waren. Es sprach sich schnell herum, dass er ein offenes Ohr und viel Verständnis hatte. Viktor notierte sich beflissen die Probleme der Mitarbeiter, Seite um Seite. Bald füllten diese Notizen etliche Ordner einer ganzen Regalwand.

„Herr Ritter, wir wollen unsere Arbeit gut machen“, erklärte ihm zum Beispiel der Drucker mit dem Reptil im Nacken, der seinen kettenrauchenden älteren Kollegen zum Gespräch mitgebracht hatte. „Wir wissen, wie viel Zeit man

für Qualität braucht, wir machen diese Arbeit nicht erst seit gestern. Aber man nimmt uns diese Zeit. Immer weniger Kollegen müssen immer mehr Arbeit verrichten. Wie soll das weitergehen?“

„Wir sind nur noch am Rotieren und wissen nicht einmal, wofür“, ergänzte der ältere Drucker. „Wissen Sie, Herr Ritter, für uns sieht es so aus, als ob diejenigen, die hier das Sagen haben, nicht den kleinsten Schimmer davon haben, was unsere tägliche Arbeit ausmacht und wozu die Entscheidungen von oben bei uns unten führen.“

Wie oft ging Viktor hochmotiviert mit den Erkenntnissen aus solchen Mitarbeitergesprächen in die Konferenzen und präsentierte Verbesserungsvorschläge, an denen er nächstelang gefeilt hatte, weil er die Hoffnung noch nicht aufgeben wollte, sein Familienunternehmen auf einen anderen Kurs zu bringen?

Wie oft stellte er die Frage aller Fragen, ob der Ritter-Konzern sich nicht über mehr definieren sollte als über die Höhe der Rendite? Wie oft warnte er davor, diesen zweifelhaften Erfolg ausgerechnet auf dem Rücken der Mitarbeiter zu erzielen, ohne die sie nichts wären, gar nichts? Doch er vergeudete seine Zeit.

Seine Vorschläge hätten nicht weniger Wirkung entfalten können, hätte er zur blanken Wand gesprochen oder in einen tosenden Orkan hinein geschrien. Viktor war lange Zeit einer der Jüngsten in der Führungsetage des Konzerns – und der Altmodischste zugleich. Wo er auch auftauchte und mitredete, immer fühlte er sich deplatziert. Wie ein Außerirdischer entstieg er allmorgendlich seiner Welt aus fremd-

artigen Werten und stand einer Spezies gegenüber, die ihn verständnislos anlotzte.

Sie sprachen zwar auf den ersten Blick die gleiche Sprache, aber es reichte wohl nicht, die gleichen Wörter zu benutzen, dachte Viktor, man musste auch eine ähnliche Vorstellung von den Dingen haben, um auf einen Nenner zu kommen.

So lebten er und die anderen gezwungenermaßen nebeneinander her und das war für beide Seiten unbefriedigend. Wenn die anderen freundlich zu ihm waren, so nur aus taktischen Gründen. Wenn er unfreundlich zu ihnen war, so aus Ehrlichkeit, denn die glaubte er sich erlauben zu können.

Und er musste zugeben: Die richtigen Leute gegen sich zu haben bestätigte ihn in seinen Ansichten. Allerdings befriedigte es ihn nicht. Viktor hatte es irgendwann gründlich satt, die zwar edle, aber am Ende machtlose Vernunft zu repräsentieren, deren durchdachte Argumente in einem Klima der Irrationalität wie unfreiwillige Scherze aufgefasst wurden. Von Anbeginn war er der Junge mit den naiven Ansichten gewesen. Irgendwann stellte sich ein Gefühl der Vergeblichkeit ein. Die Tage, an denen Viktor mit dumpfem Gefühl erwachte, sich matten Blickes im Spiegel betrachtete und sich fragte, wozu er das alles eigentlich machte, wurden häufiger.

Viktor sah sich zunehmend außerstande, an den Verlags-sitzungen teilzunehmen, sich den neuesten theoretischen Spuk anzuhören und dabei nicht permanent verstört aus der Wäsche zu schauen. Er stellte fest, dass er immer noch auf den Moment wartete, an dem sich die ganze Sache als gutgemeinte Satire herausstellte und er endlich in befreiendes



Gelächter ausbrechen durfte. Doch dieser Moment wollte einfach nicht eintreten.

Armin dagegen, so berichtete Viktor, erhielt brandenden Applaus für seine Vorträge, in denen er kaum einen Satz vollständig in deutscher Sprache herausbrachte, weil sich immer irgendwelche *human resources* oder *shareholder values* oder *cash cows* darunter mischten. Niemand störte sich daran, was er sagte oder wie er es sagte. Niemanden irritierte die Erniedrigung des Personals zu Ressourcen. Niemand nahm Anstoß daran, dass das Unternehmen nur noch für die *shareholder* produzierte. Und niemanden störte der Vergleich der Produkte mit Kühen, die gemolken werden, bis sie reif für den Schlachthof sind.

All die Zuhörer, die von elitären Instituten kamen, diplomiert oder promoviert oder beides gleichzeitig waren und denen ihre Dozenten überdurchschnittliche Intelligenz attestiert hatten – sie alle blieben den Beweis dafür schuldig.

Und was war mit Viktor? Ihm fehlten die Worte, obwohl ihm der Schädel beinahe zu platzen drohte. Aber er schwieg. Die Übermacht der Geistlosigkeit war ihm einfach zu groß. Was hätte er einwerfen sollen? Lieber Armin, unsere Mitarbeiter sind auch nach wie vor Menschen und keine Ressourcen. Und bitte orientieren Sie sich bei Ihren Entscheidungen am Charakter dieses Hauses – zur Erinnerung: Wir führen hier auch einen Verlag – und nicht an den Anteilseignern, die können auch in Goldbarren oder in Plantagenmais investieren, wenn sie ihr Vermögen vermehren wollen.

Was Viktor blieb, war ein verzweifelt Augenrollen. Das war dezent und verlieh ihm trotzdem das Gefühl, seiner Ab-

lehnung Ausdruck verliehen zu haben. Und sollten ihn später seine Kinder fragen, warum er nicht protestiert hätte, so könnte er wahrheitsgemäß erwidern: „Aber das habe ich doch! Ihr hättet meine Augen sehen sollen.“ Arthur Ritter entging das wenig adäquate Mienenspiel seines Sohnes nicht. Er beobachtete ihn inzwischen sehr genau.

Und Viktor wurde in diesem Sommer bewusst, dass es einer Klärung zwischen ihnen bedurfte oder einer Eskalation; er hatte sich nur noch nicht recht für eines von beidem entschieden. Vielleicht wollte er auch einfach die Zeit entscheiden lassen. Die Zukunft jedenfalls erschien ihm erfreulich offen.

## 6. Kapitel

Die Sommerwochen vergingen wie im Fluge, und wir sahen und hörten nicht viel von Viktor. Ich erreichte ihn an einem Abend im August telefonisch, doch er klang erschöpft und war ungewöhnlich wortkarg. Sein Terminkalender fülle sich mal wieder schneller, als er zuschauen könne, seufzte er und legte kurz danach schon auf.

Wir ließen nicht locker und luden Viktor ein, mit uns hinaus zum Ammersee zu fahren oder in der Isaraue zu grillen, solange der Sommer noch Hitze hatte. Doch Viktor sagte jedes Mal unter großem Bedauern ab.

Da wurden unsere Einladungen seltener, bis sie schließlich ganz ausblieben. Ruben merkte genervt an, dass Viktor ihren gemeinsamen Abend und die Vorsätze, die sie gefasst hatten, offenbar vergessen habe.

So zog der Sommer langsam vorüber. Ich nehme an, Viktor sah ihm durch das große Panoramafenster seines Bürozimmers voller Sehnsucht dabei zu. Bei wolkenlosem Himmel stand die Sonne schon morgens gleißend über dem Horizont, zog bis zum späten Mittag eine hohe Bahn und sank am Abend dem Horizont entgegen, wo sie schließlich als orangefarbener Ball auftitschte, wie ein Tennisball auf dem Court.

An einem Freitagabend war Viktor um zweiundzwanzig Uhr der Vorletzte, der auf den menschenleeren Parkplatz vor dem Verlagshochhaus trat. Er hatte einen langen Tag hinter sich und tappte mit müden Beinen hinaus in die kühle Nacht. Seine Schritte waren weit und breit das einzige Geräusch. Im Licht der Laternen warf er einen langen und dünnen Schatten auf den dunklen Asphalt. Nur Armins Wagen stand noch dort, und hinter Armins Bürofenster im zehnten Stock brannte noch Licht. Vielleicht machte er wieder eine Nacht durch, vielleicht war er auch mit dem Kopf auf der Tastatur eingeschlafen. Es war Viktor egal.

Zu Hause angekommen stellte er fest, dass es ungewohnt kühl in der Wohnung war. Die Tagwärme hatte sich durch die Spalten der gekippten Fenster längst verzogen und der nächtlichen Kühle Zutritt gewährt. Es fröstelte Viktor in seinem dünnen Hemd. Er tigerte ein paar Minuten unentschlossen durch die Wohnung, zupfte vertrocknete Blätter von den Pflanzen ab, rückte ein paar Bücher im Schrank

gerade und wünschte sich an einen anderen Ort, irgendwohin, wo er einen geselligen Abend verbringen konnte, um dem rastlosen Wälzen in den eigenen Kissen zu entgehen.

Gegen elf schaltete Viktor die Spätnachrichten ein. Es waren seine ersten Nachrichten an diesem Tag, an dem er von morgens bis abends in Konferenzen gehockt hatte. Für ein paar Sekunden saß er schreckensstarr auf dem Sofa und glaubte, irgendwo in Europa sei Krieg ausgebrochen, anders konnte er die Bilder nicht deuten. Der Moderator erklärte ihm, was er auf dem Bildschirm sah: gewaltsame Ausschreitungen in London und anderen großen Städten in England.

Junge Menschen, zum Teil schwarz ver mummt, zogen randalierend durch die Straßen, offenkundig zu allem bereit. Schaufensterscheiben gingen zu Bruch, teure Autos standen in Flammen, und der Qualm mischte sich mit den Reizgasen der Polizei und den Rauchbomben der Randalierer zu einer wabernden, allgegenwärtigen Nebelmasse, die in jeder Kameraeinstellung bedrohlich durchs Bild zog.

Die Ordnungshüter mit ihren Helmen und der dunklen Schutzmontur schritten energisch ein. Gummigeschosse zischten durch die Nacht. Andauernd huschten, rannten oder sprangen dunkle Gestalten durchs Bild; von welcher Fraktion, das war nicht sofort zu erkennen. Es war ein Straßenkampf, was dort zu sehen war, und nichts anderes.

Wieder ein Protest, dachte Viktor. Zwar anders als in den letzten Monaten, aber ähnlich motiviert. Auch die jungen Engländer waren empört über die Abschaffung der Gesellschaft vor ihren Augen, über das Herunterwirtschaften der Sozialsysteme und darüber, dass nun jeder Einzelne im freien Spiel der Märkte schauen musste, wo er blieb.

Diese Wut konnte man jetzt in Ohnmacht umschlagen sehen, und die Leute wussten nicht mehr, an wen sie ihre Beschwerden adressieren sollten, also mussten unschuldige Ladengeschäfte und Autos herhalten. Fasziniert verfolgte Viktor die Bilder. Nun also England. Nun also mit Gewalt. An Schlaf war gar nicht zu denken. Ans Alleinsein auch nicht. Viktor wählte Rubens Nummer.

Eine halbe Stunde später saß Viktor in der warmen Weinstube und wartete auf Ruben, während dessen Mutter, eine zierliche und jung gebliebene Frau mit langen dunkelbraunen Haaren, ihm lächelnd eine Weinschorle servierte.

„Ruben hat dich nicht vergessen, er ist nur gerade erst vom Sport zurückgekehrt und duscht oben. Ein paar Minuten, soll ich dir ausrichten“, sagte sie mit ihrer melodischen Stimme und dem spanischen Akzent, der sie unbeholfen und geheimnisvoll zugleich wirken ließ. Sie zündete den Kerzenstummel vor Viktor auf dem Tisch an, der von da an jedes Mal hektisch flackerte, wenn jemand am Tisch vorbeilief. Es dauerte nicht lange, da stürmte Ruben polternd und mit nassen Haaren die Holzstufen von der Wohnung im ersten Stock herunter in die halbdunkle Weinstube.

Früher hatten sie dort oben zu viert gehaust, als Rubens ältere Schwester Lucia noch bei ihnen gelebt hatte, doch sie war längst ausgezogen. Als dann auch Ruben seinem Elternhaus den Rücken gekehrt und seine Ausbildung in der Druckerei begonnen hatte, blieben die Eltern allein zurück, doch ihre Kinder waren jederzeit herzlich willkommen. Wenn es einmal zu spät zum Heimgehen geworden war, übernachtete Ruben auf dem elterlichen Sofa und ließ sich vom Duft frisch aufgebrihten Kaffees wecken. Ich glaube,

manchmal hat Viktor Ruben um dieses herzliche Elternhaus beneidet, auch wenn das Leben von Rubens Familie bei genauerem Hinsehen sehr entbehrungsreich war. Seit Jahren hatte es schon nicht mehr für eine Reise in ihre Heimatstadt Alicante gereicht.

Ruben schnappte einer der Kellnerinnen mit einem Augenzwinkern eine Weinschorle vom Tablett, setzte sich zu Viktor an den Tisch und schaute seinen Freund mit einem eindeutig vorwurfsvollen Blick an.

„Ich weiß, ich habe mich zu lange nicht blicken lassen“, gestand Viktor schuldbewusst. Und er erzählte ihm von den vielen Terminen und seiner chronischen Zeitknappheit.

„Soso, hast du dich von diesem Armin also gescheit einnorden lassen und arbeitest dich jetzt auch zu Tode?“, fragte Ruben und schwenkte die Schorle in seinem Glas hin und her.

„Das hat doch damit nichts zu tun“, gab Viktor zurück. „Ich befasse mich halt gern genauer mit Dingen, die mir etwas bedeuten. Ich habe ja nicht nur diese Projekte auf dem Schreibtisch, einen Großteil meiner Zeit kümmere ich mich auch um die Bedürfnisse der Mitarbeiter, das sind oft lange Gespräche und ich möchte das alles noch nachbereiten. Und so werden aus langen Tagen schnell noch längere Tage.“

Rubens Mutter kam an ihren Tisch und stellte Viktor eine neue Weinschorle an den Platz.

„Du musst ordentlich müde sein“, sagte Ruben.

„Prinzipiell ja.“

„Aber?“

„Mein bereits fortgeschrittener Ermüdungsprozess wurde durch die Spätnachrichten empfindlich gestört.“

„So sensibel?“

„Ich sage nur: England.“

Ruben stellte seine Schorle auf dem Bierdeckel ab. „Ich habe mir schon gedacht, dass dich das beschäftigt.“

Viktor beugte sich vor und raunte: „Jetzt tun wieder alle so überrascht. Seit Jahren spitzt sich die Lage zu und niemand sieht den großen Knall kommen.“

„Die Älteren sind doch meistens blind für die Lebenswelt der Jungen“, meinte Ruben nur.

„Ach, das ist eine Ausrede!“, entfuhr es Viktor. „Man kann schon etwas tun gegen diese Art von Blindheit. Vor jedem Vulkanausbruch messen Seismologen veränderte Schwingungen in der Erde. Ist es mit unserer Gesellschaft nicht auch so? Spürst du veränderte Schwingungen?“

„Das ist eine sehr esoterische Frage. Ich weiß nicht recht ...“

„Nein, so meine ich es nicht“, sagte Viktor. „Gut, konkreter: Bist du empört? Macht dich etwas wütend?“

Ruben lehnte sich zurück und saß nun außerhalb des Lichtkegels der Kerze. Viktor sah ihn nur noch schemenhaft im Halbdunkeln.

„Die Stimmung in der Druckerei ist nicht die beste“, antwortete er, ohne dass Viktor seinen Gesichtsausdruck erkennen konnte.

„Die Kollegen sagen, ich könnte einer der nächsten sein, die gehen müssen. Seitdem bin ich besonders fleißig, aber es fühlt sich schal an.“

„Wie kommen deine Kollegen darauf?“, fragte Viktor.

„Angeblich sollen noch mehr Stellen wegfallen und ich hab keine Frau, keine Kinder, keine Verpflichtungen. Mein

junges Leben an sich ist wohl kein überzeugendes Argument.“ Ruben zuckte mit den Schultern. „Das ist schon ein ganz schön großer Mist. Ich will mir auch etwas aufbauen mit Gloria. Sie ist die Frau, mit der ich alt werden möchte. Jetzt die Arbeit zu verlieren, das wäre ein Super-Gau.“

„Machst du dir die ganze Zeit Sorgen?“

„Ich kann das eigentlich ganz gut verdrängen“, antwortete Ruben, „wenn ich nicht gerade mit der Nase drauf gestoßen werde wie jetzt von dir.“

„Bitte sieh mir das nach.“

„Schon in Ordnung.“

„Ich leg noch einen drauf!“

„Natürlich.“

„Stell dir nur mal vor, es wäre bereits ein paar Stufen schlimmer“, forderte Viktor seinen Freund auf.

„Warum soll ich mir das vorstellen?“

„Tu es einfach. Also, stell dir vor, du bist schon ein paar Jahre arbeitslos oder mit prekären Jobs beschäftigt und lebst in Armut. Um dich herum tobt unverhohlen dieser kreischende Konsumsturm und du kannst dir höchstens den heruntergesetzten Mist im Discounter kaufen und hockst den lieben Tag lang sinnlos in deiner Sozialbude herum. Wie wäre das?“

„Entsetzlich!“

„Und jetzt überleg mal, wie viele bereits in dieser Lage sind oder sie kommen sehen. Das sind die Schwingungen, die ich meine.“

„Okay, ich verstehe. Diese Schwingungen sind überall!“

„In England waren sie wohl besonders stark. Was glaubst du, wann geht es bei uns in Deutschland los?“



„Es hätte längst losgehen müssen, oder? Keine Ahnung, ich weiß es nicht.“

Viktor wusste es auch nicht. Sie starrten für ein paar Sekunden gedankenverloren ins Kerzenlicht.

„Wie ist es denn bei dir auf der Arbeit, Viktor?“

„Ich versuche zu verbessern, was ich kann. Aber viel ist es nicht.“

„Das ist ja auch nicht einfach.“

„Sagen wir, es ist ernüchternd. Ständig haben wir Konferenzen und jedes Mal weiß ich von vornherein, dass ich meine Position allein vertreten darf. Und ich tue es trotzdem. Aus Überzeugung.“

„Und aus Zorn. Ich kenne dich, du hast diese Grundwut.“

„Kann sein.“

„Daran ist nichts verwerflich.“

„Ich arbeite nicht, Ruben, ich kämpfe gegen Windmühlen. Jeden Tag puste ich, so fest ich kann. Ich puste mir noch die Lunge aus dem Leib.“

Ruben schaute seinen Freund an und nickte. „Ich verstehe nicht, wieso niemand deine Ansichten teilt. Bei euch in den oberen Stockwerken arbeiten doch intelligente Leute. Ihr habt doch alle diese tollen Abschlüsse.“

„Ach“, Viktor winkte ab. „Wenn es Ähnlichdenkende gibt, dann schweigen sie hartnäckig. Und die anderen scheinen den Knopf nicht zu finden, auf den man drücken muss, um in den Vernunft-Modus zu gelangen.“

„Oder sie wollen ihn nicht drücken.“

„Oder das. Vernunft kann ja bekanntlich ein ganz schöner Karrierekiller sein.“

„Und du bist der Exot vom Dienst.“

„Das trifft es ganz gut.“

„Glaubst du eigentlich, dass es Pläne gibt, dich auszustoßen?“, fragte Ruben mit einem Blick der verriet, dass er eine Weile darüber nachgedacht hatte, ob er diese heikle Frage stellen sollte.

„Vermutlich kennt jeder diese Pläne, außer mir“, gab Viktor ungerührt zurück. „Ich bin gewiss bald raus, es ist nur eine Frage der Zeit. Vater hat bloß noch keinen adäquaten Nachfolger gefunden. Solange bin ich pro forma der Platzhalter. Die Aktionäre könnten nervös werden, wenn es nach chaotischen Zuständen riecht. Also wahrt man den Schein, bis ich abgelöst werde.“

Da schaute Ruben ihn sehr ernst und wortlos an. Gar nicht mehr vorwurfsvoll, wie zu Beginn, eher betroffen. Vielleicht versuchte er sich auszumalen, was das Ganze wohl für ihn zu bedeuten hatte, und vielleicht war er dabei sehr realistisch.

Weit nach Mitternacht verließen sie die Weinstube mit einer seltsam uneindeutigen Gefühlslage. Sie wussten beide nicht, was die Zukunft bringen würde. Was mit ihnen passieren würde. Was mit dieser seltsam überkochenden Gesellschaft passieren würde, in deren Sud sie ähnlich machtlos herum schwammen wie die Petersilie in der Suppe. Es war alles so entsetzlich unberechenbar. Und sie, waren sie nicht auch entsetzlich unvorbereitet?

„Lass nicht noch einmal so viele Wochen vergehen, Terminkalender hin oder her“, ermahnte Ruben seinen Freund draußen vor der Tür. „Komm doch nächstes Wochenende zu uns in die Wohngemeinschaft. Ines ist von

einem Kurztrip aus Frankreich zurück und sie hat dir irgendetwas mitgebracht, lass dir das mal besser selbst erklären.“

„Ich werde da sein“, versprach Viktor und notierte sich den Termin so prominent im Kalender, dass er sich beim besten Willen nicht übersehen ließ.

Bis zum darauffolgenden Wochenende brachte es tatsächlich kein anderer Termin fertig, Viktors Verabredung mit uns zu gefährden. Wir hatten ihn eine gefühlte Ewigkeit nicht mehr gesehen.

Als Viktor klingelte, waren schon eine ganze Menge Leute da. Die meisten hatte Ines eingeladen. Ruben, der zufällig gerade mit einem Tablett voller Gläser und Flaschen über den Flur huschte, ließ Viktor hinein. Viktor fand uns in meinem großen Zimmer, wo wir mit einigen anderen um eine Auswahl mitgebrachter französischer Weine herum saßen.

Viktor stellte zwei Flaschen Wein und zwei Packungen Käsestangen dazu, die er unterwegs besorgt hatte, und begrüßte uns nacheinander mit einer herzlichen Umarmung. Dann sah er sich um. Der Raum war nur mit dem Licht vieler kleiner Teelichter beleuchtet, die auf dem Tisch, der Kommode und den Fensterbrettern vor sich hinflackerten. Wir stellten Viktor die Kommilitonen von Ines vor, die sich immer gegenseitig einluden, wenn wieder einer von einer Reise zurückgekehrt war. Eine schöne Tradition, fand Viktor.

„Es war wunderbar in Frankreich, aufregend und anregend zugleich, so kenne und liebe ich dieses Land“, schwärmte Ines und schenkte Viktor ein Glas Wein ein. Sie brachte es doch fast jedes Jahr zustande, auf ein Flugticket

nach Paris zu sparen, und besuchte diese Stadt wie einen lieb gewonnenen Freund. Meistens übernachtete sie auf den Sofas in irgendwelchen Wohngemeinschaften, die sie im Internet gefunden hatte, und vergrößerte damit alljährlich ihren Pariser Bekanntenkreis.

Ines setzte ihren Bericht mit etwas gedämpfter Stimme fort: „Aber diesmal war irgendwas anders. erinnert ihr euch an die Demonstrationen der französischen Jugendlichen in diesem Frühjahr?“

Wir nickten zustimmend.

„Es ging los, kurz nachdem sie in Spanien und Portugal die öffentlichen Plätze besetzt hatten“, fuhr Ines fort. „Es war ein friedlicher Protest in Frankreich, nicht gewaltvoll wie zurzeit in England. Aber dennoch. So etwas passiert in einem Land nicht einfach und danach herrscht wieder Normalität.“

„Was dann?“, fragte einer der Gäste.

„Eine gute Frage.“ Ines überlegte einen Moment. „Ich konnte nicht mehr so leicht an all das glauben, was man dort sieht“, sagte sie dann. „Ich konnte nicht mehr durch die Straßen von Paris flanieren und mir die Mode, die Kunst, die Delikatessen, all das anschauen, ohne daran zu denken, was sich hinter diesen hübsch gestalteten Fassaden wohl verbirgt. Alles, was glänzte, erschien mir fahl, alles, was sich anpries, erschien mir verdächtig.“

Sie machte erneut eine Pause, bevor sie etwas leiser hinzufügte:

„Die Stimmung in Frankreich ist unterschwellig so explosiv. Unter den Jugendlichen, den Studenten, den Intellektuellen.“

Während sie das sagte, blickte sie in Viktors Richtung, als sei dieser letzte Satz ganz besonders für ihn bestimmt. Viktor nahm ihn zur Kenntnis. Und ja, ich glaube, es freute ihn, das zu hören.

Irgendwann an dem Abend nahm Viktor in dem mit grünem Breitcord bezogenen Schwingsessel in der Ecke Platz, der etwa im selben Jahrzehnt das Licht der Welt erblickt haben musste wie er. Die anderen setzten ihr Gespräch fort. Viktor dachte über Ines' Worte nach, das konnte man ihm ansehen.

Das Demonstrieren hatte in Frankreich eine ganz andere Tradition als bei uns. Kein Wunder, dass man von dort immer wieder etwas hörte. Ein paar Jahre zuvor hatte es in Frankreich unfriedliche Ausschreitungen in den *banlieues*, den verarmten Pariser Vorstädten, gegeben. Viktor erinnerte sich deswegen so gut daran, weil die Bilder von damals den aktuellen Bildern aus England zum Verwechseln ähnlich sahen: Damals wie heute schwebte über der aufgeheizten Straße eine elektrisierende Ungewissheit darüber, wohin die Eskalation noch führen mochte, die angezettelt worden war von Angehörigen einer Generation, welche sich ausgeschlossen fühlte von der Option auf ein schönes Leben. Verdrängt in Armutsviertel, von wo aus sie der Oberschicht beim Feiern und der Mittelschicht beim Sich-Abstrampeln zusehen konnten.

Und in Deutschland? Die Feuilletons applaudierten der Jugend im Ausland, die Straße in Deutschland aber schwieg. Alles lief weiter wie gewohnt. Man ging seinem Beruf nach oder auch nicht, ächzte unter der Last der härter werdenden Arbeitswelt und der höher werdenden Schuldenberge, aber

nur leise. Lieber beschwerte man sich über das Wetter als über die Zustände.

Später am Abend wurde es ruhiger in der Wohngemeinschaft. Die ersten Gäste waren bereits gegangen und die verbliebenen verteilten sich großzügig in der Wohnung. Viktor wippte noch immer gedankenverloren in seinem Sessel auf und ab, wo man ihn vollkommen in Ruhe gelassen hatte. Ich habe ihn ein paar Mal fotografiert, wie er so nachdenklich ins Kerzenlicht starrt, aber ich glaube, das hat er gar nicht bemerkt.

Viktors Ruhe wurde von Ines gestört: Sie beugte sich zu ihm herab, zupfte ihn am Ärmel und nahm ihn mit in die Küche, wo auf bunten Plastiktellern die Abendbrotreste vor sich hin trockneten. Es roch nach kaltem Fleisch, Mayonnaise und Großstadtluft. Das Kippfenster war geöffnet. Ein Windhauch spielte mit den Gardinen und mit Ines' feinem, kurzem Haar, als sie etwas aus ihrer Lederhandtasche hervorholte.

„Ich musste hierbei an dich denken“, sagte sie und drückte Viktor einen Stapel kleinformatiger Bücher in die Hand.

Viktor schaute überrascht auf und wollte wissen, um was es sich dabei handele, denn die Lichtverhältnisse erlaubten es ihm nicht, die Titel sofort zu erkennen. Da sah Ines ihn eindringlich an und ging noch einen Schritt auf ihn zu, um leiser sprechen zu können. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte Viktor ins Ohr:

„Da draußen ist man sich einig, dass es so nicht weitergehen kann. Nicht nur in Frankreich, in Deutschland auch und anderswo genauso. Viktor, da ist etwas Großes im

Gänge. Irgendetwas beginnt und was ich dir mitgebracht habe, kannst du gern Vorboten nennen. Wenn du mich fragst, das ist erst der Anfang.“

„Der Anfang von was?“

„Vom Wandel natürlich“, flüsterte sie und huschte zurück ins Wohnzimmer, weil ihr diese konspirative Gesprächssituation auf einmal unangenehm war. Viktor schaute ihr für einen Moment stirnrunzelnd nach. Er blieb allein mit den Vorboten in der Küche zurück und betrachtete die Buchcover eingehender unter dem schwachen Licht der Küchenzeile.

„*Der kommende Aufstand*“, entzifferte er. Und eine Armee von Imperativen: „*Empört euch!, Engagiert euch!, Wehrt euch!*“

Dazwischen steckten auch ein paar Zeitungsartikel und ausgedruckte Seiten, die Ines offenbar an passenden Stellen lose zwischen die Buchseiten gelegt hatte. Ein wenig irritiert war Viktor von ihrem Engagement schon. Warum wollte sie diese Inhalte nur mit ihm teilen? Seine Neugier war groß. Viktor schlich mit den Büchern in Rubens Zimmer, in dem, wie er wusste, eine Leselampe neben dem Bett stand, und tauchte ein in ein Meer von Thesen, das die aufgeschlagenen Seiten für ihn bereit hielten. Am weiteren Verlauf der Feier war er nicht mehr beteiligt. Während die anderen langsam zur Ruhe kamen, saß Viktor wie elektrisiert auf Rubens Bettkante.

Zu sagen, er hätte diese Bücher gelesen, käme einer Untertreibung gleich. Viktor hat sie vielmehr gefressen. Sie waren so nahrhaft und er, er war so ausgehungert.

~~~~ ~~~~ ~~~~

„Diese Bücher, hast du sie aufgehoben?“, möchte Felix wissen. Er ist nun schon zum zweiten Mal zu Viktor ins Heim gekommen. Es ist später Nachmittag und vor ihnen stehen zwei geleerte Kaffeetassen und Teller mit Kuchenkrümeln.

„Natürlich, bei mir kommt nichts von Bedeutung weg.“

Etwas umständlich geht Viktor auf die Knie und holt eine große Aluminiumdose aus dem untersten Fach des Regals. Er hat die Bücher selbst seit Jahren nicht mehr angesehen. Die Seiten sind vom vielen Lesen und Ausleihen ganz zerfleddert, manche Buchdeckel halten den Inhalt nur noch mit Mühe zusammen.

Felix nimmt ein Buch nach dem anderen vorsichtig in die Hand, dreht und wendet es, schlägt es auf, blättert, liest. Inzwischen ist es Abend geworden, draußen über der Parkanlage färbt sich der Himmel nach einem kurzen Sonnenuntergang tintenblau. Viktor betrachtet Felix, der die zerlesenen Bücher in der Hand hält wie Heiligtümer aus einem anderen Zeitalter. Felix war anfangs etwas unsicher in seiner Rolle als Biograf, doch er ist ruhiger und selbstsicherer geworden und nun mit einer gewissen Passion dabei, seinen Großvater zu entschlüsseln und die Vergangenheit wie ein Puzzle zusammenzubauen. Obwohl sie sich eigentlich gut kennen, sind diese Treffen für beide etwas Besonderes: Viktor hat einen heimlichen Respekt vor den fordernden Fragen der Jugend, Felix eine große Portion Hochachtung vor den Erfahrungen seines Großvaters.

Felix ist den Bücherstapel durchgegangen und reicht ihn Viktor zurück. „Welches dieser Bücher hat dich damals am meisten geprägt?“, möchte er wissen.

Die Antwort fällt Viktor nicht schwer. „Der kommende Aufstand“, sagte er ohne zu zögern und zieht das dunkelgraue Buch mit dem hellgelben Schriftzug aus dem Stapel.

Felix schaut es sich noch einmal an, Seite für Seite. Er bleibt an einzelnen Sätzen hängen, der Text scheint ihn zu fesseln. Viktor beugt sich vor und wirft ebenfalls einen Blick auf die Seiten. Mit einer gewissen Belustigung erkennt er, dass er wichtige Textstellen gleich mehrfach markiert hat – das ist so eine Leidenschaft von ihm, über die sich schon diverse Menschen amüsiert haben. Die Texte sind durchzogen von Bleistiftkreisen und mit neongelbem Textmarker und Ausrufezeichen in schwarzem Kugelschreiber versehen, die er so fest in das Papier gedrückt hat, dass sie auch heute noch etliche Seiten weiter zu erkennen sind. Felix scheint aus diesem gestalterischen Wirrwarr nicht recht schlau zu werden.

„Vielleicht ist das nicht ganz so leicht zu beantworten, aber was ist für dich die wichtigste Textstelle in diesem Werk?“, fragt er mit gerunzelter Stirn.

Viktor weist ihn auf das rote Papierfähnchen in der Mitte des Buches hin. Felix schlägt die markierte Seite auf. Er liest erst leise, dann liest er laut: „Dort liegt das gegenwärtige Paradox: Die Arbeit hat restlos über alle anderen Arten zu existieren triumphiert, genau in der Zeit, als die Arbeiter überflüssig geworden sind.“

Es ist kurz still. Die Worte liegen schwer im Raum. Viktor schaut aus dem Fenster in das blaue Abendlicht. Noch kreisen Vögel am Himmel über dem Park, sie schreien und keifen. Was sie wohl für Gründe haben?

„Weswegen diese Stelle, Viktor?“

Die Frage ist so unscheinbar und kurz, aber Viktor hat nun einen Vogelschwarm von Antworten im Kopf. Es hat dafür so viele Gründe gegeben, die ganze damalige Zeit war ein einziger kollossaler, sich aufdrängender Grund. Viktor versucht, sich zu konzentrieren.

„Diese Textstelle hat zum ersten Mal in Worte gefasst, was bis dahin nur ein diffuses Gefühl für mich war“, bringt er schließlich hervor.

Felix schaut ihn fragend an.

„Und es hat mich, gelinde gesagt, vom Hocker gehauen“, fährt Viktor fort, „als ich erkennen musste, dass andere Menschen das Gleiche empfinden und denken wie ich. Damit hatte ich nicht gerechnet!“

„Welche Gedanken waren das?“

„Die anonymen Verfasser dieser Schrift zeigen, wie sehr die Wirtschaftswelt das Leben der Menschen dominiert hat. Wie professionell und subtil die Methoden der Ausbeutung geworden sind, sodass es immer schwieriger wurde, sie zu erkennen. Ich habe das ja als Beobachter hautnah miterlebt. Jahrelang hatte ich nur das unkonkrete Gefühl, irgendetwas läuft da falsch. Aber es hat lange gedauert, bis ich es auf den Punkt bringen konnte.“

„Denkst du bei dem, was du da sagst, auch an den Ritter-Konzern?“

„Natürlich. Schreib das gern so auf. Aber man konnte es auch anderswo beobachten.“

Felix schreibt fleißig mit. Viktor würde zu gern lesen, was er notiert, doch kann er aufgrund seiner Weitsichtigkeit bei seinen Spähversuchen nicht viel erkennen.

„Kannst du dazu noch mehr sagen?“, murmelt Felix, während er noch schreibt.

„Über die Arbeit?“

„Ja, ja ...“

„Die Arbeit war damals die mächtigste Bezugsgröße im Leben der Menschen. Nicht ‚Wer bist du?‘ war die Frage, sondern ‚Was bist du?‘. Das Geld war entscheidend, es hat den Menschen einen

Status verliehen und sie in Klassen eingeteilt. Es war, als trügen wir alle Preisschilder auf der Stirn.“

Felix blickt von seinem Block auf.

„Genau so war es“, bekräftigt Viktor noch einmal. „Nehmen wir die Kinder und Jugendlichen: Man hat sie mit Zukunftsangst und Leistungsdruck groß werden lassen. Man hat ihnen beigebracht, wie Krieger zu kämpfen, auch gegen die anderen. Das hat eine Generation hervorgebracht, die sich später erst wieder daran erinnern musste, was Herzensbildung heißt.“

„Die Leute haben das also auch mitgemacht, sonst wäre die Entwicklung ja nicht so weit vorangeschritten.“

„Sicher, es ging ja um die eigene Existenz. Während einige Wenige immer rauschendere Karrieren machten, mussten die anderen, und das war die weit überwiegende Zahl, nach jedem Strohalm greifen, immer in der Gefahr, alles zu verlieren, wenn sie nicht auch alles mitmachten.“

„Working poor – ein Begriff der damaligen Zeit.“

„Richtig, ich erinnere mich. Da ging es um diese ganzen Beschäftigungsformen am Rand der Armutsgrenze oder schon dahinter.“

„Davon gab es immer mehr, habe ich gelesen.“

„Nur so lässt sich die damals so stark wachsende Ungleichheit erklären: Mit dem Lohnverzicht der Vielen wurden die hohen Gehälter und leistungslosen Einkommen der Wenigen bezahlt. Irgendwann waren es so viele, dass amerikanische Demonstranten diesen Spruch in die Welt setzten: ‚Wir sind die 99 Prozent.‘ Und irgendwo anders hockte ein einziges champagnertrinkendes Prozent und war für diese Lage verantwortlich.“

Viktor hielt kurz inne. „Es klingt so pervers, wenn ich das sage, aber das war damals Alltag. So war es. Irgendwann kam der Zeit-

punkt, an dem es unerträglich wurde. Kannst du dir das vorstellen?“

Felix schaut etwas verunsichert und Viktor kommt in den Sinn, dass er selbst vermutlich ähnlich dreingeschaut hätte, wenn sein Großvater ihn gefragt hätte, ob er sich den Krieg vorstellen könne.

„Im Grunde schon“, sagt Felix schließlich. „Aber erzähl doch noch mehr vom Lebensgefühl damals.“

„Jeder war nur noch mit seinem eigenen Fortkommen beschäftigt. Man verachtete heimlich diejenigen, die es nicht hoch hinaus schafften, und man beneidete die, die nur noch lebten, um zu konsumieren. Dennoch haben einige von uns sehr wohl bemerkt, dass sich eine Gesellschaft das nicht auf Dauer leisten kann.“

„Und warum hat dieser Zustand trotzdem so lange angehalten?“

„Weil sich das Gefüge der Gesellschaft längst verändert hatte. Die Menschen haben sich nicht mehr zu einer Kraft zusammenfügen können.“

„Wie kam das eigentlich?“

„Durch die Individualisierung und Flexibilisierung der Arbeitswelt, so würden das die Soziologen wohl nennen.“

„Das ist ein bisschen sehr akademisch. Wie nennst du es?“

„Es kam durch einflussreiche Menschen, die bewusste Entscheidungen zu ihrem Vorteil getroffen und dabei den Schaden anderer Menschen in Kauf genommen haben. Meistens waren sie so gebildet, dass sie im Falle von Anschuldigungen wortreich alles aufs System schieben konnten. Da genügte es ja schon, aus den wirtschaftswissenschaftlichen Lehrbüchern der damaligen Zeit zu zitieren. Du weißt schon: Die Maximierung des Eigennutzes dient dem Gemeinwohl. Die Marktkräfte regeln das schon. Und so weiter.“

„Du bist der Sohn eines Ökonomen.“

„Mein Vater, also dein Urgroßvater, hat genauso gedacht und gelebt – was die Frage aufkommen lässt, ob er überhaupt im eigentlichen Sinne gedacht hat. Eigentlich war er ein reiner Funktionalist. Es hat damals viele Menschen dieser Prägung gegeben. Aus mir unerklärlichen Gründen schafften sie es, die Unvereinbarkeit von Überzeugung und Wirklichkeit zu ignorieren, aber auch dieses Kunststück konnte man damals an jeder Universität lernen.“

„Du redest, als würdest du dich für deinen Vater schämen.“

„Selbstverständlich tue ich das. Und ich schäme mich nicht nur für meinen Vater. Weißt du, es war ja eine Zeit lang völlig aus der Mode, sich zu schämen. Die jungen Demonstranten haben dieses entscheidende Gefühl erst wiederbelebt.“

„Das musst du mir genauer erklären.“

„Nun, das neue Schamgefühl entstand aus dem wachsenden Eindruck der Absurdität. Für gemeinhin ist es doch so, dass die Alten sich für die Jungen schämen - für deren Unvernunft.“

„So kennt man es, ja.“

„In den Krisenjahren hat sich dieses Verhältnis aber umgedreht. Die größte Unvernunft, die man sich vorstellen konnte, ging nun von der älteren Generation aus, und den Jungen war klar, dass sie die Folgen davon würden ausbaden müssen, ein Leben lang. Es gibt doch da diese eine Textstelle, warte mal ...“

Viktor blättert im Kommenden Aufstand. „Hier ist sie: ‚Man hat unsere Väter angestellt, um diese Welt zu zerstören, jetzt will man uns an ihrem Wiederaufbau arbeiten lassen, und dass dieser noch dazu rentabel sei.‘“

~~~~ ~~~~ ~~~~

Die Texte fesselten Viktor. Er war so eingenommen von der Lektüre, dass er kaum noch ansprechbar war. Das Lesen wurde zu einem festen Bestandteil seiner Tage und Nächte und er verteidigte es mit allen Mitteln gegen andere Zeitvernichter. Viktor verließ nun abends so früh er konnte das Büro, um daheim weiter zu lesen, wo er ungestört war und sich nicht verdächtig machte. Dass Armin ihm jeden Abend stirnrunzelnd nachsah, wenn er das Büro verließ, und dass er dann die Nummer seines Vaters wählte, um Bericht zu erstatten: Viktor nahm keine Notiz davon.

Die Begegnung mit Inhalten höherer Bedeutung ließ seinen Alltag klein und bedeutungslos werden – und Armin, wer war denn schon Armin? Am meisten beschäftigte Viktor sich mit dem *Kommenden Aufstand*. Er hatte selten eine so große Übereinstimmung zwischen einem Schriftstück aus fremder Feder und seinen eigenen Gedanken erlebt. Zum ersten Mal in seinem Leben durchfloss ihn das so lang ersehnte und wohlige warme Gefühl, nicht der einzige seiner Art zu sein. Es gab Gleichgesinnte da draußen – womöglich mehr, als er zu träumen wagte.

Irgendwo kilometerweit entfernt hatten ihm völlig unbekannte Menschen den gleichen Eindruck von dieser Welt wie er. Das war ein überwältigendes Gefühl. Auch ein familiäres irgendwie. Sie teilten dieselben Befürchtungen und dieselben Hoffnungen. Eine heiße Energie, die ihn zugleich euphorisierte und einschüchterte, durchfloss seine Adern und mobilisierte Kräfte, die ihn stundenlang wach hielten.

Meiner Schwester, die diese Bücher alle schon gelesen hatte und sich bereits mit der Sekundärliteratur befasste, erging es in dieser Hinsicht ähnlich. Viktor und Ines trafen sich

an jedem freien Wochenende in der Wohngemeinschaft und verfolgten gebannt vor dem Fernseher, wie die Proteste verliefen.

Inzwischen köchelte es auch in unserem Land. In Berlin brannten Autos und jemand legte Sprengsätze auf die Schienen der Hauptstadt, um den Kapitalismus zu stoppen oder wenigstens kurz anzuhalten. Doch es blieb bei diesem Intermezzo. Nach einer kurzen Empörung und einer darauffolgenden Empörung über die Empörung – das ist typisch deutsch – ebte alles wieder ab. Was übrig blieb, war ein kleiner, harter Kern der Protestbewegung, die im Frühjahr gestartet war. Die Protestierenden zelteten zwar unverdrossen weiter auf den öffentlichen Plätzen, genauso unverdrossen aber schob sich auch die Normalität wieder in den Vordergrund. Unerbittlich und automatisch, wie ein schwerer, dunkler Samtvorhang vor eine Theaterbühne, wenn das letzte Wort gesprochen ist.

„Das war wohl nichts“, höhnte Arthur Ritters Lieblingskommentator Burkhardt in einem seiner Artikel, die er fernab der Straße in seinem klimatisierten Büro verfasste. Und: „Freiheit muss man sich erkämpfen, die kommt nicht per Amazon portofrei ins Haus. Lernt von den 68ern, wie richtiges Protestieren und Weltverbessern geht – oder lasst es halt bleiben.“

Es dauerte nicht lange und unter Viktors anfängliche Euphorie mischte sich ein ihm überaus vertrautes Gefühl: die Ernüchterung. Die bleierne, bedrückende und lähmende Ernüchterung. Sie legte sich auf seine Seele wie feuchter Zement, floss in alle Ritzen und Zwischenräume und begann dort trocken und hart zu werden.

Es wird sich nie etwas ändern, dachte Viktor. Die Worte von Burkhart nagten mehr an ihm, als er zugeben mochte. Wenn er dessen Kommentare las, konnte er zwar laut ausrufen „Idiot“, „Sesselfurzer“, „Besitzstandswahrer“, doch insgeheim befürchtete er, dass der Mann in einem vielleicht recht haben könnte: Sie konnten es nicht, das mit dem Demonstrieren. Sie, und damit meinte Burkhart unsere ganze Generation, konnte nur auf grünen Wiesen herum-sitzen oder Dinge kaputtmachen, die Nachrichten zeigten es ja in zuverlässiger Regelmäßigkeit.

Und selbst das konnte nur eine sehr begrenzte Anzahl von Personen. Der Rest schaute zu oder ignorierte das Ganze, weil irgendetwas Spannenderes im Fernsehen kam oder wes-wegen auch immer.

Vielleicht hatte auch sein Vater recht, fürchtete Viktor, und er war wirklich naiv. Vielleicht sollte er das Nachdenken auf unbestimmte Zeit einfach einstellen, um sich nicht noch weiter der Lächerlichkeit preiszugeben.

Dann stellte meine Schwester eines Abends in der Wohn-gemeinschaft eine sehr simple Frage: „Ist es nicht verrückt, dass wir hier vor dem Fernseher sitzen und warten, bis etwas passiert? Was, wenn das alle tun?“